

Münchner Feuilleton

I KULTUR · KRITIK · KONTROVERSEN I

OKTOBER · NR. 67 · 7.10. – 3.11.2017 · www.muenchner-feuilleton.de



Grafik: Monika Huber

Im Oktober 2011 sind wir mit der ersten Ausgabe in München aufgetaucht. Heute halten Sie die Nr. 67 in Händen. Was war, was ist, was kommt?

CHRISTIANE PFAU

Als wir vor sechs Jahren mit dieser Zeitung in die Münchner Medienlandschaft eingestiegen sind, gab es fast niemanden, der uns eine Zukunft prophezeit hat. Die Tendenz war ziemlich eindeutig: »Seid ihr euch darüber im Klaren, was für einen Klotz ihr euch da ans Bein bindet?«, hörten wir einige Male. »Wahrscheinlich nicht«, war unsere Antwort, »wir machen es trotzdem!« Eine Standardfrage: »Warum denn Print, wo gerade das große Zeitungsterben grassiert? Seid ihr wahnsinnig?« Ja, wahnsinnig sind wir wohl ein wenig. Aber wir lieben nun mal Papier. So eine Zeitung auf dem Tisch zum Kaffee macht einfach Spaß, starren wir doch ohnehin schon den ganzen Tag auf den Computerbildschirm oder das fitzelkleine Smartphone-Display, auf dem man bei Sonnenschein nichts mehr erkennen kann. Vor allem aber ist ein redigierter Zeitungsartikel kein bedenkenlos runtergeretztes Statement. Die Hauptsorge einiger Gesprächspartner: »Ihr werdet euch aber hoffentlich nicht verschulden?!« Antwort: Nein, wer kein Geld hat und keinen Dispokredit, kann sich nicht verschulden. Heute, sechs Jahre später, sind wir um einige Erfahrungen reicher. Wir wissen, wie groß der Klotz ist, der uns am Bein hängt. Wir machen das Münchner Feuilleton, weil wir glauben, dass es genug Leser gibt, die ein

Bedürfnis danach haben. Die nach einem Medium suchen, das sich eingehend mit allen möglichen Erscheinungsformen von Kultur und Kulturpolitik auseinandersetzt, weil das etwas über die Welt, in der wir leben, aussagt. Und weil es in dieser Form sonst keiner macht.

Unser Leitsatz während der Konzeptionsphase, die von April 2010 bis Oktober 2011 dauerte: Jammern ist unsexy! Dem lag der Gedanke zugrunde: Wenn man etwas haben will, was man nicht bekommt, muss man entweder den Mangel aushalten – oder man muss die Lücke selbst füllen. Wir haben uns für Letzteres entschieden. Dass dies nie möglich gewesen wäre, hätten wir den Bedenken Raum gelassen, liegt auf der Hand. Die erste Erkenntnis heißt also: Ohne Naivität kann man ein solches Projekt nicht angehen. Als die Nummer 1 endlich in der Welt war, war klar, dass wir uns nun auf einem Gleis bewegten, auf dem Stehenbleiben nicht vorgesehen war, auch wenn sich vor allem am Anfang monatlich ein Abgrund nach dem anderen auftat. Der hieß: Wir brauchen Anzeigen. Das blanke Entsetzen brach über uns herein, wenn ein potenzieller Anzeigenkunde wegfiel. Helle Aufregung, wenn die zu erreichende Zahl in weiter Ferne lag. Erkenntnis Nummer 2 hieß zwangsläufig: Aufstehen, lächeln, Krönchen richten, weiter-

laufen. Durchhalten. Sich nicht erschrecken lassen. Nichts persönlich nehmen. Ausatmen. Das üben wir laufend, bei jeder Ausgabe neu.

Die letzten sechs Jahre waren nicht immer nur eine Achterbahnfahrt. Sie haben sich eher als Marathon entpuppt, bei dem wir Strukturen und Rhythmen entwickelt haben, die ständig auf dem Prüfstand stehen. Wir treffen uns wöchentlich, wir schreiben uns täglich, wir telefonieren und tauschen uns aus. Wir streiten uns und suchen nach gemeinsamen Schnittpunkten. Wir nehmen unsere Sache wichtig. Das Münchner Feuilleton ist eine ernste Angelegenheit. Wir geben Autoren eine Stimme, machen sie sichtbar und freuen uns, wenn ihre Bekanntheit wächst. Wir suchen nach Themen, die sonst gern in Nischen verschwinden, und geben ihnen Raum. Wir tun das für unsere Leser, für unsere Autoren, für Künstler und Veranstalter, für unsere Stadt, weil wir glauben, dass eine lebendige Stimme nötig ist, die Diskussionen in Gang bringt und auch andere motiviert weiterzumachen.

Wir wirtschaften auf dünnem Eis. Jeder, der für das Münchner Feuilleton tätig ist, wird bezahlt. Allerdings – und das hat sich seit der Gründung des MF leider nur marginal verändert – viel zu mager für das, was alle Mitarbeiter leisten. Ein riesiges Dankeschön gilt daher

unseren Abonnenten (von denen wir gern noch mehr hätten) und unseren Anzeigenpartnern, ohne die dieses Blatt nicht existieren würde. Wir brauchen Sie unbedingt! Wir danken auch allen uns Zugewandten, die mit Spenden (für die wir keine Spendenquittung ausstellen können) unser Budget polstern. Falls Sie uns Gutes tun möchten: Gern und jederzeit!

Wir sind nicht unerschütterlich. Aber wir sind guter Dinge. Und wir wissen, welches Juwel wir in Händen halten: Wir tun, was uns viel bedeutet. Wir schreiben über das, was uns am Herzen liegt und wovon wir denken, dass es unsere Leser interessiert. Wir können uns positionieren und dürfen auch mal banal sein, ohne dass die Welt untergeht. Wir sind frei. Und Sie sind es auch – als unsere Leser und Leserinnen, als unsere Partner und Partnerinnen. Wir freuen uns auf das 7. Jahr, das mit Ihrer Begleitung nicht verflixter sein wird als unbedingt nötig. ||

**MF IM DIALOG:
WAS WAR, WAS IST, WAS KOMMT?**

Lost Weekend | Schellingstr. 3 | 18. Oktober 19.30 Uhr | Herausgeber und Redaktionsmitglieder im Gespräch mit Lesern, Abonnenten und Interessenten | Eintritt frei

IMPRESSUM SEITE 24



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

BÜHNE SEITE 2–7

Auftakt Münchens Bühnen starten etwas holperig in die neue Spielzeit, und das Festival Spielart macht sich auf zu weit entfernten Kontinenten.

BILDENDE KUNST SEITE 9–12

Landkarten des Lebens Das Haus der Kunst präsentiert die monumentalen Gemälde des spätgewürdigten Klassikers Frank Bowling: lebendige Oberflächen und grandiose Farben.

LEIB & LEBEN SEITE 13–15

Gibt es ihn noch?

Kalle Laars Kunstprojekt »Calling the Glacier« vermittelt seit zehn Jahren die Eisschmelze im Ötztal – per Telefon.

MUSIK SEITE 17–21

Liebe, Ränke und Intrigen Die Staatsoper startet mit Mozarts »Le Nozze di Figaro« in die Spielzeit. Christof Loy macht etwas Besonderes daraus.

FILM SEITE 22–26

Happy End

Der neue Haneke: Ist Galgenhumor die Rettung in hoffnungslosen Zeiten?

LITERATUR SEITE 27–31

Viel Stoff Interviews mit Gerhard Roth und mit Arundhati Roy, Lesetipps zum Gastland Frankreich auf der Frankfurter Buchmesse und in der Reihe »Münchner Autoren« Ernst Augustin zum 90. Geburtstag.

|| Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de ||



Sophie Becker | © Wilfried Hösl

Der Zuschauer

als Pfadfinder



Tilmann Broszat | © privat

Beim diesjährigen Spielart-Festival gibt es vor allem Ungewohntes zu entdecken.

EIN PAAR SUBJEKTIVE SPIELART-TIPPS

VON CHRISTIANE WECHSELBERGER



Veteranen stellen Bilder des Krieges nach | © Tristram Kenton

Lola Arias: »Minefield«

Wer sich gern auf Bewährtes verlässt, ist hier gut aufgehoben. Die Argentinierin Lola Arias hat schon die Diktatur ihrer Heimat dokutheatralisch und mit Galgenhumor aufgearbeitet. Jetzt beackert sie mithilfe ehemaliger Soldaten beider Parteien das Feld eines vergessenen Krieges. Oder erinnert sich noch jemand an den Falklandkrieg 1982, der um eine öde Inselgruppe im Südatlantik geführt wurde?

27., 28. Okt. | 19 Uhr | **Gasteig, Carl-Orff-Saal**

Hauptaktion: »Versuch über das Turnen«

Sportunterricht-Phobiker aufgemerkt: Eine ganz und gar seltsame Veranstaltung präsentiert die Münchner Gruppe Hauptaktion in einer städtischen Turnhalle. Körper, Gemeinschaft, Nation, Nationalismus, Wehrtunten sind die Schlagworte dieser Performance in Form eines Turnfestes. Wer den Turnunterricht verabscheute, wird hier möglicherweise all seine Vorbehalte bestätigt bekommen oder ein Trauma kurieren können.

2., 3. Nov. | 20 Uhr | **Städtische Turnhalle** | Dachauer Str. 98a

Rima Najdi: »Think Much. Cry Much.«

Für die Freunde von Audiowalks hat die im Libanon geborene Wahlberlinerin Rima Najdi sich ein Radorama rund um den Hauptbahnhof und vielleicht auch drunter durch ausgedacht. Hier, wo auf Gleis 11 in den Sechzigern und Siebzigern sogenannte Gastarbeiter aus Südeuropa ankamen und vor zwei Jahren Flüchtlinge aus dem Nahen Osten landeten, führt ihre choreografische Hör-Reise an die Grenzen, an denen Emigranten stranden.

6., 8.–10. Nov. | 18.30 Uhr | **11. Nov.** | 16 Uhr | **Starnberger Flügelbahnhof**

Chuma Sopotela, Ahmed Tobasi: »Let's talk about sex – the beginning of war«

Sage mir, wie du liebst, und ich sage dir, wer du bist. Meinen Chuma Sopotela aus Kapstadt und Ahmed Tobasi vom Freedom Theatre aus Jenin. Sie plaudern über Sex, denn der wird letztendlich von unseren kulturellen und religiösen Prägungen bestimmt. Aber Sex kann umgekehrt auch unsere Ansichten verändern. Davon sind zumindest die beiden Performer überzeugt.

8. Nov. | 19 Uhr | **9. Nov.** | 21 Uhr | **HochX**

GABRIELLA LORENZ

SOA und SA: Keine Angst, was auf meinen Block steht, sind keine Kürzel für verfassungsfeindliche Polit-Organisationen. Sondern im frei erfundenen Journalisten-Steno Abkürzungen für Südostasien und Südafrika. Denn hier hat sich Spielart diesmal vorwiegend nach neuen Trends im freien Theater umgesehen. Dafür sind die Kuratoren Tilmann Broszat und Sophie Becker viel gereist in den letzten Monaten. Was sie in beiden Kontinenten an Interessantem gefunden haben, zeigen sie beim 12. Münchner Theaterfestival Spielart vom 27. Oktober bis 11. November an verschiedensten Spielorten in der ganzen Stadt.

Alle zwei Jahre sucht das Festival nach Theateravantgarde und aufregenden Strömungen. Nicht wenige der Künstler, die Spielart in München in den letzten 20 Jahren erstmals präsentierte, inszenieren heute an Staats- und Stadttheatern. So gehen Karrieren: Die Kammerspiele haben den belgischen Regisseur Philippe Quesne sowie die freien Performance-Gruppen Gob Squad und She She Pop engagiert, der Italiener Romeo Castellucci inszenierte letzthin den »Tannhäuser« an der Bayerischen Staatsoper. Weil der Kammerspiele-Intendant Matthias Lilienthal intensiv das frühere Spielart-Feld abgrast und sein Haus zudem mit zahlreichen internationalen Gastspielen bestückt, könnte man vermuten, Spielart weiche deswegen in andere Kontinente aus.

Nein, sagt Tilmann Broszat entschieden: »Dass freie Künstler in Staatstheater wechseln, gab's immer schon. Wenn drei Münchner Theater um dieselben neuen deutschen Regisseure buhlen, fragt auch niemand, wer wo was abgegrast hat.« Und Lilienthals Kammerspiele zeigen auch wie schon vor zwei Jahren einige Festival-Aufführungen. Man kooperiert freundlich.

Broszat sieht das gelassen: »Es ist eine prinzipielle Entwicklung, dass die Häuser sich international öffnen. Die Welt ist größer geworden und vernetzter. Wir wollten bewusst den Blick des Festivals erweitern. Auch die europäischen Produktionen unserer Auswahl beziehen sich auf nichteuropäische Situationen.« Tilmann Broszat leitet das Theaterfestival vom Beginn 1995 an, für den vor zwei Jahren ausgeschiedenen Co-Gründungskurator Gottfried Hattinger ist jetzt Sophie Becker nachgerückt, die schon länger zum Leitungsteam gehört.

Beide Programmgestalter kennen Südostasien gut. Dort hat diesmal hauptsächlich Til gesucht nach Produktionen, die sich ohne koloniale Prägung (Indien oder Hongkong sind ja sehr britisch geprägt) auf die eigenen Kulturtraditionen besinnen. Weil aber Länder wie Japan inzwischen hochtechnologisiert sind, sind auch Inszenierungen von dort oft technisch aufwendig und teuer zu transportieren. Deshalb kommen aus Asien weniger – jedoch große – Aufführungen nach München als aus Südafrika, das vor allem Sophie bereist hat. Und zwar nicht nur schwerpunktmäßig den Staat Südafrika, sondern auch andere Länder im Süden des Kontinents wie Simbabwe. »In

Südafrika findet man viele jüngere Künstler, die von der Kraft des Theaters überzeugt und gewohnt sind, mit minimalen technischen Mitteln auszukommen«, sagt sie.

Aber ein Kurator fährt nicht ins Blaue nach Afrika oder Asien: Ohne internationale Vernetzung mit lokalen Kulturzentren geht es nicht. Das internationale Scouten sei längst nicht mehr so ein unglaublicher Aufwand wie vor zehn Jahren, erzählt Sophie: »Heute hat man in einem Tag eine Antwort aus Tokio. Man ist schneller in Beirut als in Lissabon. Also warum nur in Europa suchen?« Til und Sophie haben bei ihren Ansprechpartnern in Asien und Afrika gezielt nach Künstlern gefragt, die sich mit der eigenen Tradition auseinandersetzen. Und sich dann die Empfehlungen angesehen. Wobei die Kommunikation wohl manchmal nicht einfach ist. »Wenn du zehn Japaner fragst, was im freien Theater gerade wichtig ist, bekommst du zwölf Antworten«, schmunzelt Til. In Zeiten von US-Präsident Trump und dem nicht nur europaweit erfolgreich grassierenden Rechtspopulismus politisiert sich die Kunst wieder mehr. Das zeigte sich auf der Mostra del Cinema in Venedig und ist auch an deutschen Theaterspielplänen sichtbar. War das Etikett »politisch« ein Auswahlkriterium fürs Spielart-Programm? »Nein«, so Til Broszat. »Allerdings ist in Asien die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit auffällig. Die riesigen Megastädte haben alles rundum niedergemacht, auch gibt es kaum volldemokratische Regierungen. In Taiwan und Hongkong geht der Trend dazu, riesige Theater zu bauen für große Shows. Aber parallel dazu versuchen mehr Künstler, sich davon abzugrenzen und sich untereinander zu vernetzen. Sie kämpfen um kulturelle Rest-Identitäten und erzählen Gegengeschichten – das interessiert uns.«

»Es entscheidet immer die Qualität der Performance«, ergänzt Sophie. »Auffällig ist, dass diesmal bei Spielart viele Arbeiten sehr von den Künstlerpersönlichkeiten, oft auch von der Körperlichkeit, von Bewegung, bestimmt sind.« (siehe S. 8)

Pfadfinder-Neugier zum Scouten während der 16 Aufführungstage braucht diesmal definitiv auch das Festival-Publikum angesichts der vielen hier unbekanntesten Künstlernamen. Es wird sich lohnen. In den elf Ausgaben der letzten 20 Jahre hat sich Spielart immer wieder als großartiger Scout-Spürhund erwiesen. Und wer frühe Arbeiten mancher heute berühmten Regisseure bei Spielart gesehen hat, kann stolz mitreden: »Den kenn ich schon seit seinen Anfängen.« Die beiden Entdecker-Kuratoren werden auch das Programm des nächsten Spielart-Festivals in zwei Jahren gestalten – das steht bereits fest. ||

SPIELART FESTIVAL

Verschiedene Orte | **27. Okt. bis 11. Nov.** | Programm und Tickets: www.spielart.org | 089 54818181

Evelyn Hriberšek schafft Erfahrungsräume auf der Schnittstelle von Installation, Musiktheater und Virtual Reality.

Das Beste



Vor der Premiere lässt Evelyn Hriberšek außer Nebel und Neon nichts sehen | © Evelyn Hriberšek

beider Welten

SILVIA STAMMEN

2012, lange bevor der spröde Begriff »Immersion« – gemeint ist das physische Eintauchen des Betrachters in künstlich geschaffene Welten – zum unvermeidlichen Modeattribut zeitgenössischer Theaterformen wurde, arbeitete Evelyn Hriberšek bereits genau daran, wovon heute so viele reden: eine durchlässige Verbindung zwischen analogen und digitalen Elementen zu schaffen. Wer ihre musikalisch-theatrale Installation O.R.PHEUS in einem Bunker unter dem Alten Botanischen Garten »begangen« hat, wird sich wohl immer mit einem leichten Schauer an die mit seltsamen medizinischen Gerätschaften im retrofuturistischen Design der 50er Jahre eingerichteten Räume erinnern, in die für 25 Minuten jeweils nur ein Besucher eingelassen wurde. Mittels einer eigens entwickelten Smartphone-App konnte er dazu Klänge und Augmented-Reality-Animationen abrufen, um sich mit einem Kosmos aus subtil-suggestiven Ängsten zu konfrontieren – und das fünf Jahre bevor Pokémon Go der erweiterten Wirklichkeit zum kommerziellen Durchbruch verhalf. Nun soll das eigenwillige Format mit EURYDIKE in ein neues Level eintreten. Mittels Headset und 3-D-Sound darf sich der Zuschauer, wiederum allein, in der eigens präparierten alten Feuerwache auf dem Gelände des Kreativquartiers jeweils eine halbe Stunde lang seine individuellen Grenzerfahrungen erspielen. Wo es bei O.R.PHEUS noch einige wenige Sprachelemente gab, funktioniert EURYDIKE nun ausschließlich als atmosphärischer »narrative space«, der durch das Zusammenspiel analoger und

digitaler Reize und die »soundscapes« der dänischen Elektrokomponistin und DJane SØS Gunver Ryberg Assoziationen evoziert. Vorwegnehmen will Hriberšek allerdings nichts: »Alles, was da drin passiert, hat seinen Grund, aber ich finde es viel spannender, was die Besucher, ohne dass sie vorher viel gelesen haben, daraus machen.«

Dabei geht es Hriberšek, die zunächst Architektur und dann in Stuttgart und München Bühnen- und Kostümbild studierte, nicht etwa in erster Linie um den Einsatz von technologischen Spielereien, auch wenn sie bereits während ihres Studiums mit der Verknüpfung von Realem und Virtuellem experimentierte. »Was mir häufig fehlt bei Kunst oder bei anderen Arten von Erleben, ist, dass mich etwas wirklich emotional berührt, und zwar so, dass ich anfangs, mich ernsthaft damit zu beschäftigen«, erklärt sie und fügt auf die Frage nach dem ersten Impuls für die Arbeit an O.R.PHEUS hinzu: »Der Stoff hat mich gefunden, dieser Komplex um Leben und Tod, Entscheidung und Limitierung, das hat mich ein paar Jahre umgetrieben, weil das so stark in unserem Leben verankert ist.« Entscheidend war dann, wie sich der Mythos in eine adäquate Form übertragen lässt, wie sich sperrige Themen wie Grenzüberschreitung, Transformation oder Transzendenz unmittelbar erfahrbar machen lassen. »Ich bin ein Form-follows-function-Typ, der Einsatz von neuen Medien und Technologie muss Sinn machen«, betont sie und glaubt dabei nach wie vor an die Kraft eines Gesamtkunstwerks, auch wenn in ihren inszenierten

Environments abgesehen vom Zuschauer keine lebenden Akteure auftreten.

Durch O.R.PHEUS wurden schließlich Vertreter der Games-Branche auf Hriberšek aufmerksam. Mittlerweile hat sie als Eventdesignerin für bekannte Videospiele wie »Resident Evil« gearbeitet und betrachtet die Übergänge zwischen Theater und Games als durchaus fließend. Die eigene Perspektive sieht sie ebenfalls in einem Zwischenbereich: »Meine Arbeit hat viel mit Zukunftsforschung zu tun, aber ich bin da auch sehr kritisch. Nur weil ich die Technologien einsetze, heißt das nicht, dass ich sie nicht hinterfrage. Im Gegenteil, ich finde, das muss man unbedingt tun, denn sie verändern unsere Gesellschaft vehement. Ich selbst sehe mich als eine Art »architect of tomorrow«, das heißt, ich kreierte Zukunft, setze mich aber gleichzeitig auch für Transparenz und Aufklärung in diesem Bereich ein – EURYDIKE bringt das Beste beider Welten zusammen. Sie schließen sich nicht aus, im Gegenteil, sie benötigen sich gegenseitig.« Dabei erscheint es durchaus einleuchtend, dass sich diese Synergien im Kontext von Kunst intensiver und ergebnisoffener erkunden lassen als bei den von vornehmlich marktorientierten Neuheiten der Gamescom. ||

EURYDIKE – FROM THE WOMAN BEHIND O.R.PHEUS
Alte Feuerwache | Dachauer Str. 112 | 10. Okt. bis Ende November (geplant) | Di bis So 10 bis 23 Uhr
ab 18 Jahre | Tickets: www.eurydike.org

Mama ist ein Schmetterling

GABRIELLA LORENZ

Er war wohl der jüngste politische Gefangene der Nazis: Tommy Fritta-Haas kam Ende 1941 mit knapp einem Jahr ins KZ Theresienstadt. Sein Vater Bedřich Fritta war dorthin deportiert worden, weil er für eine Prager Zeitung antifaschistische Karikaturen gezeichnet hatte. Wenig später folgten ihm seine Frau Johanna und der kleine Sohn in das Ghetto, das die Nazis in dem Propagandafilm »Der Führer schenkt den Juden eine Stadt« als Vorzeigeprojekt anpriesen. Berichte Überlebender erzählen anderes.

Der tschechische Zeichner Bedřich Fritta (diesen Künstlernamen hatte er aus den Anfangsbuchstaben seines Geburtsnamens Fritz Taussig zusammengesetzt) darf zunächst noch mit Frau und Sohn in einem Raum leben. Mit anderen Künstlern, darunter Leo Haas, muss er technische Skizzen und Porträts von SS-Männern anfertigen. Weil die Maler heimlich Bilder vom grausamen Alltag nach draußen schmuggeln, werden sie 1944 verhaftet, gefoltert und nach Auschwitz deportiert. Dort stirbt Fritta nach acht Tagen. Drei Monate später ist auch Tommys Mutter tot. Leo Haas überlebt, er und seine Frau Erna kümmern sich um Frittas kleinen Sohn und adoptieren ihn nach der Befreiung. Tommy arbeitet in Prag, emigriert 1968 nach Israel und zieht 1973 nach Deutschland. 2015 stirbt er in Mannheim.

Hinterlassen hat er (auch seinem Sohn David Haas) ein Vermächtnis des Vaters aus dem KZ. Der hat dort Anfang 1944 ein Bilderbuch gezeichnet: »Für Tommy zum dritten Geburtstag in Theresienstadt«. Es ist ein heiteres, buntes, fröhliches Bilderbuch mit vielen kleinen Szenen aus einem Kinder-Alltag voller Lebenslust außerhalb des Lagers. Erhalten hat es Tommy erst zum 18. Geburtstag. Leo Haas hatte es treuhänderisch versteckt und konnte es erst viel später wieder bergen.

1999 wurde das Buch in Israel publiziert. Der Puppenspieler Alexander Baginski entdeckte es auf einem Flohmarkt. Aus dem Buch und der Geschichte von Bedřich und Tommy Fritta hat er gemeinsam mit dem Regisseur Ioan C. Toma das Solostück »Wenn Du einmal groß bist« entwickelt. In der ersten und dritten Szene wird Fritta von einem durchaus kunstsinnigen NS-Offizier (der erinnert an Christoph Waltz in »Inglourious



Fritta (Alexander Baginski) spielt seinem Sohn Normalität vor
© Dominik Alves

ous Basterds«) verhört. In der zentralen Mittelszene geht es um Vater und Sohn: Bedřich erzählt Tommy von der großen Welt und der möglichen Zukunft. Ähnlich wie in Roberto Benignis »Das Leben ist schön« will der Papa für sein Kind Optimismus verbreiten. Auf dem Rundhorizont sieht man dazu eine Zeichnung Frittas von der Umgebung des Lagers Theresienstadt sowie Bilder aus dem Buch. Und die Mutter schwirrt gelegentlich als Schmetterling umher. Baginski, der seit 30 Jahren mit seinem Figurentheater Pantaleon unterwegs ist, spielt alle Rollen und selbst gebauten Figuren allein, die griechische Akkordeonistin Maria Dafka untermalt die szenischen Übergänge. Eine traurig schöne und traurig wahre Geschichte. ||

WENN DU EINMAL GROSS BIST

NS-Dokumentationszentrum | Brienner Str. 34
Lange Nacht der Museen | 14. Nov. | 20 Uhr | Eintritt frei
Res.: info@pantaleon-figurentheater.de, 089 162172 | Schulvorstellungen (auch für zahlende Zuschauer) 17., 18. Nov. | 10 Uhr

Im KZ Theresienstadt malte ein Vater ein Bilderbuch für seinen kleinen Sohn. Daraus wurde ein Puppenspiel.

|| VORMERKEN! ||

19., 25., 26., 29. Okt., 6., 7. Dez.

MONDO

Galerie Kullukcu & Gregorian im Import Export
Dachauer Str. 114 | 20.30 Uhr (29. Okt. 15 Uhr)
Tickets: generationaldi@gmx.de

Sie ist wieder da. Die Galerie Kullukcu & Gregorian, die Ende 2015 ihr Domizil in der Schillerstraße aufgeben musste, ist in den ersten Stock des Import Export im Kreativquartier gezogen. Am 27. September hatte hier die Performancereihe »Arbeit und das Talent der Nutzlosigkeit« von Bülent Kullukcu und Karnik Gregorian Premiere (Kritik auf www.muenchner-feuilleton.de).

Am 19. Oktober bringen Bülent Kullukcu, Dominik Obalski und Anton Kaun aka Rohtheater ihre Theaterinstallation »Mondo« heraus. Ihr Theater ohne Schauspieler überrascht mit abgefilmten Spielzeuglandschaften, die sie oft mit vergessenen Texten zusammenmontieren. Diesmal arbeiten sie mit mehr oder minder zufällig im Alltag vorgefunden Gegenständen, Objets trouvés oder Readymades genannt. Kombiniert mit Alltagsvideos, Katalogen, Filmen und Konsumgütern und gefilmt mit der Handkamera thematisieren sie den Verlust von Demokratie, wie wir ihn gerade erleben. Und zwar in Form einer Science-Fiction-Geschichte, denn »Mondo« spielt auf einem utopischen Planeten, auf dem es die gleichen Gefängnisse, die gleiche Denunziationen und die gleiche Ignoranz den Mitmenschen gegenüber gibt.

Der Kampf soll Spaß machen

GABRIELLA LORENZ

Sie sind seit 35 Jahren ein Paar, im Leben wie auf der Bühne. Da verblüffen sie als Kabarett-Duo Faltsch Wagoni immer wieder mit ihrer sehr schrägen, höchst eigenwilligen Mischung aus Wortspielen, Dada-Texten, Musik und viel Rhythmus. Nach einer so langen, engen Beziehung kennt man sich mit der Liebe aus. Also kein Wunder, dass Amore im neuen Programm von Silvana und Thomas Prosperi eine Hauptrolle spielt. Verwunderlich aber, dass der Titel heißt: »Auf in den Kampf, Amore!« Wie ist das gemeint? Das Künstlerpaar Prosperi gibt Auskunft.

Silvana: »Amore ist Kampf. Im Leben gibt's nichts ohne Kampf. Auch unsere Beziehung ist eine ständige Auseinandersetzung. Wir meinen den Titel aber als Mutmacher – im Politischen und Persönlichen. Nicht weggehen, sondern sich auf Streit einlassen. Sich nicht unterkriegen lassen, nicht den Kopf in den Sand stecken.« Thomas: »Amore meint auch Menschenliebe, nicht nur die zum Auto. Politik ist ohne Liebe nicht möglich, sonst gehen wir alle baden. Wir lassen uns zu einem eher politischen Programm hinreißen, denn in dieser extremen Zeit passiert Ungeheuerliches in Politik und Umwelt. Als Rahmen haben wir eine kleine Utopie gebastelt: einen Rückblick aus naher Zukunft auf die Jetztzeit. Wie's ist, wie's sein könnte. Und wie sich's in Zukunft verändert haben könnte.« Silvana: »Natürlich nicht nur faktisch, sondern mit einem absurden Aspekt, es muss verrückt sein.« Thomas: »Wir nehmen nicht konkrete politische Geschehnisse aufs Korn, uns geht es um das Gefühl: Was macht diese Welt mit uns? Eine Anregung war das Buch »Der Papalagi« von 1920. Darin lässt der deutsche Schriftsteller Erich Scheurmann einen fiktiven Südseehauptling in Reiseberichten den Westen aus seiner Sicht schildern.«

»Das ist bestimmt unser politischstes Programm«, sagen beide. Was damit zu tun hat, dass sie seit zwei Jahren in Herrsching aktiv mit Flüchtlingen arbeiten. Ein Helferkreis öffnet als Anlaufstelle drei Mal wöchentlich ein Café. »Eine Lern- und Lach- und Treffstube«, nennt Thomas das. »Die Leute kommen mit Hausaufgaben und Behördenformularen. Wir organisieren Veranstaltungen, Feste und Konzerte, Schwimmkurse und Musikurse. Wir arbeiten viel mit Behörden, und die Wohnungssuche für Flüchtlinge ist sehr mühsam. Das nimmt unser Leben inzwischen unheimlich ein.« Silvana erklärt: »Wenn ich mich persönlich engagiere und was tue, halte ich den Rechtsruck besser aus. Wir haben den gemeinnützigen Verein »Wir schaffen das e.V.« gegründet. Die Helfer kommen aus allen Schichten – in so einem kleinen Ort kennt man sich. Uns geht's nicht nur um Kurse, auch um Lebensfreude und Feste, zum Beispiel mit türkischen Musikern. Jeden Monat gibt's ein orientalisches Buffet.« Thomas: »Letztlich hat unsere Gruppe eine Familie wieder zusammengebracht. Der kurdische Mann war in Herrsching, seine Frau, eine Jesidin, mit den sechs Kindern noch auf der Flucht. Da haben wir geholfen, Visa zu beschaffen und sogar eine Wohnung für die Familie gefunden.« Silvana: »Aber viele haben jetzt Angst vor der Abschiebung, seitdem sind sie nicht mehr so lernbegierig. Die sind alle traumatisiert. Im Vergleich zu deren Problemen sind unsere läppisch. Uns tut's auch gut zu merken, wie die Ausländer uns sehen.«

Vor allem, wenn's dabei um die Liebe geht. Wie im neuen Programm des Kabarett-Duos Faltsch Wagoni. Das hat in der Lach & Schieß Premiere.

Auf in den Kampf, Amore! | © Claus Wecker



Das alles taucht verarbeitet im neuen Programm auf. Silvana: »Die Zeit ist aufgewühlt und wir auch – da kann man sich nicht mehr raushalten. Das schlägt sich in unserem neuen Programm nieder.« Wobei »Amore« eben mehr meint als nur eine Zweier-Liebesbeziehung, obwohl die auch mal besungen wird. »Wir brauchen Menschenliebe«, sagt Silvana. »Und eine neue Aufklärung. Die Welt ist schon sehr erkaltet. Wir kämpfen als Wortkämpfer für Freiheit, Gleichberechtigung, Chancengleichheit. Wir müssen immer wieder kämpfen.« Wer Faltsch Wagoni kennt, weiß, dass sie dank einer 35 Jahre erprobten »gepflegten Streitkultur« äußerst unterhaltsam zu kämpfen verstehen. Thomas verspricht »ein sehr poetisches Programm und schöne Songs«. Und Silvana: »Der Kampf soll Spaß machen.« ||

AUF IN DEN KAMPF, AMORE!

Lach- und Schießgesellschaft | 17.–21. Okt. | 20 Uhr

Tickets: 089 391997 | www.lachundschiess.de

Pasinger Fabrik | 29.–31. Dez. | 20 Uhr

Tickets: 089 82929079 | www.pasinger-fabrik.com

Anzeige

MEHR INFOS
SCHAUBURG.NET

SCHAU
die neue
BURG

ERÖFFNUNGSWOCHENENDE
20.-22. OKTOBER 2017

Ein Theater der Stadt

Neu zum Saisonstart

Die Theater der Stadt beginnen die neue Spielzeit ambitioniert, allerdings nicht immer gelungen.



Melanija (Katharina Pichler) verehrt Protassow (Norbert Hacker)
© Thomas Dasher

KINDER DER SONNE

In einem heruntergekommenen Raum, an dessen fleckigen Wänden zerknitterte Zettel und Skizzen hängen, schwärmt der Chemiker Pawel Protassow von der Menschheit, diesen großartigen Geschöpfen, »Kindern der Sonne«, die in eine herrliche Zukunft voranschreiten. Die realen Menschen allerdings interessieren ihn herzlich wenig, sie stören ihn nur bei der Arbeit an seinen fantastischen Projekten.

Während draußen die Cholera wütet und sich die Revolution anbahnt, das Leben von Elend, Brutalität und Vorurteilen beherrscht wird, spinnen die Bürger im Hause Protassow Fortschrittsutopien, sind mit philosophischen Plaudereien und ihren Liebeswirren beschäftigt. Pawels vernachlässigte Frau Jelena turtelt mit dem Maler Wagin. Die Witwe Melanija (Katharina Pichler) schmachtet hündisch unterwürfig Pawel an, der sie in höhere Sphären erheben soll. Ihr Bruder, der sich in beißenden Witz flüchtende Tierarzt Boris (Till Firit), verzweifelt an seiner Liebe zur seelenkranken Lisa, die als Einzige die Verblendung der anderen erkennt, kassandraartig vor dem Hass warnt, der sich gegen die weltfremden Intelligenzler zusammenbraut.

Analogien zur Gegenwart liegen da sehr nahe, doch statt sie zu verdeutlichen, lässt David Bösch zur Spielzeiteröffnung die Komik in Gorkis 1905 im Gefängnis entstandenen Drama in boulevardesken Szenen ausspielen. Der prollig supercoole Mischa (Max Koch) schwänzelt als »The Russian Tiger« um das Dienstmädchen (Pauline Fusban) herum, eine rotzfreche kaukummikauende Göre, die er mit Geld kapern will. Der seine Frau verprügelnde Schlosser Jegor (Thomas Huber) rumpelt dauerbesoffen über die Bühne.

Auf aufregende Akzente wartet man in der Aufführung vergebens, die nichts ausleuchtet, sich mit ein paar hübschen amüsanten Pointen und schlichten optischen Signalen zufriedengibt. Aurel Manthei trägt als Maler einen farbbeklecksten Overall. Mathilde Bundschuh spaziert als teenagerhaft widerspenstige Lisa barfuß im Comic-Hoodie herein und schlüpft, als sie die Abweisung von Boris bereut, in ein keusches Brautkleid. So vordergründig wie die Kostüme wirkt leider meist auch die Typisierung der Figuren. Norman Hacker zeigt einen zerstreuten realitätsentrückten Wissenschaftler, der ohne seine Frau verloren ist. Hanna Scheibes schicke Salondame Jelena erscheint als patente, souveräne Krisenmanagerin, und die Konflikte der beiden geraten zu einem Geschlechterstereotypen bestätigenden konventionellen Ehedrama.

Die Tragödien, in die Gorkis lächerliche, traurige Narren torkeln, die bitterbösen Töne in seiner Komödie verpuffen in Böschs harmloser Inszenierung, und die sozialpolitische Dimension des Textes gewinnt nie Gewicht. Wenn Lisa sich irgendwann direkt an uns wendet, um uns in unserer selbstzufriedenen Ignoranz aufzurütteln, tangiert einen das ebenso wenig wie die am Ende in Protassows Haus einfallenden Horden. Ihre von Schlagzeuggetrommel und gleißendem Lichtgewitter begleitete Revolte ist bloß ein kurzer knalliger Theaterspuk. Das alles geht uns nichts an. ||

PETRA HALLMAYER

KINDER DER SONNE

Residenztheater | 14. Okt. | 20 Uhr | 29. Okt. | 19 Uhr
4., 13. Nov. | 19.30 Uhr | Tickets: 089 21851940
www.residenztheater.de

DAS SCHLANGENEI

Berlin im November 1923 – ein Putsch liegt in der Luft. Die Inflation grassiert, Nazihorden marschieren durch die Straßen und schlagen jüdische Bürger zusammen. Alle haben Angst vor Chaos, Zusammenbruch, Katastrophe. Keine gute Zeit für Juden in Deutschland wie für den hier gestrandeten Trapezkünstler Abel Rosenberg. Sein Bruder und Zirkuspartner Max hat sich im gemeinsamen Hotelzimmer erschossen, Abel ist abgestürzt in den Alkoholismus und sucht nun nach Max' Ex-Frau Manuela, die sich als Cabaret-Sängerin durchschlägt. Auch Polizei-Inspektor Bauer hat Angst. Er verhört Abel, denn in dessen Umkreis haben sich sieben mysteriöse Morde ereignet, die Toten sind zum Teil gräßlich verstümmelt.

Diese Atmosphäre der Bedrohung inszenierte Ingmar Bergman 1976 in seinem Film »Das Schlangenei«, den er in München drehte. Weil er in Schweden von der Steuerbehörde verhaftet worden war, ging Bergman 1976 verbittert ins Exil nach München. Am Residenztheater inszenierte er bis 1984 fünf Stücke, das Resi hat also eine besondere Beziehung zu ihm. Im Cuvilliétheater hat Regisseurin Anne Lenk nun »Das Schlangenei« dramatisiert. Das Abschneiden der AfD bei der Bundestagswahl macht das Thema erst recht brandaktuell.

Judith Oswald baute einen schwarzen Guckkasten mit vier gestaffelten Ebenen, deren Bildrahmen auch mal in grellem Neonlicht strahlen. Hier erzählt Abel die Geschichte, Franz Pätzold nimmt dabei immer wieder einen Schluck aus der Pulle. Hier tritt die Artistin Manuela (Nora Buzalka) auf, als schwarze oder hellglitzernde Tüllwolke. Sie hat ein Verhältnis mit dem undurchsichtigen Arzt Vergéus (Thomas Lettow), der die Rosenberg-Brüder aus Kindertagen kennt. Und der durchaus freundliche Inspektor Bauer (Oliver Nägele) konfrontiert den verdächtigen Abel mit den entstellten Leichen. Keiner von ihnen will was mit Politik zu tun haben.

Solange die Szenerie hermetisch düster bleibt, spürt man Bedrohung, Angst, lauerner Gefahr. Der Jude Abel reagiert mit Provokation, gibt zynisch und aggressiv antijüdische Naziparolen als eigene zum Besten. Doch dann dreht sich die Bühne und verwandelt sich in die seitlich offene, lackweiße Gerüst-Klinik von Vergéus, der Abel und Manuela angeblich zu ihrer Sicherheit dort einquartiert. Langsam enthüllen sich ihnen seine grausamen Menschenexperimente, auch Max war ein Opfer. Plötzlich wöhnt man sich in einer schlechten Sci-Fi-Groteske mit einer fanatisch verrückten Ärztin (Ulrike Willenbacher). Ohne begrenzenden Rahmen franst die Inszenierung aus und verliert ihre Kraft. Am Ende dieser zwiespältigen Aufführung stehen zwei Aussagen. Nach dem München-Putsch vom 9. November glaubt der ordnungsliebende Inspektor naiv: »Ein riesiges Fiasko! Sie haben die Stärke der deutschen Demokratie unterschätzt.« Recht behalten wird der skrupellose Vergéus, ein Vorläufer von Dr. Mengele. Er sei zu früh dran, sagt er vor seinem Selbstmord, »aber in zehn Jahren werden wir eine andere Gesellschaft errichten.« Denn: »Es ist wie ein Schlangenei. Hinter der dünnen Schale kannst Du schon deutlich das vollendete Reptil erkennen.« ||

GABRIELLA LORENZ

DAS SCHLANGENEI

Cuvilliétheater | 18., 22. Okt., 3., 23., 28. Nov. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de



Abgestürzt in den Suff: der Artist Abel (Franz Pätzold) | © Thomas Aurin



Julia (Carolin Hartmann, li.) und Papa Capulet (Jakob Immervoll) auf dem Maskenball. Die Amme (Nina Steils) schaut zu | © Gabriela Neeb

ROMEO UND JULIA

Es geht um Liebe! Eigentlich eine Binsenweisheit, wenn das Liebesdrama der Weltliteratur auf dem Programm steht. Doch Regisseur Kieran Joel kommt in seiner »Romeo und Julia«-Version besonders rasch zur Sache: Unzählige Gemälde und Film-Stills von Balkonszene und Co. rasen zu Beginn über den Gazevorhang, der die mit vielen Treppen und weiteren Vorhängen bestückte Bühne von Jonathan Mertz verhüllt. Dazu nimmt eine Zwei-Stimmen-Collage schon etliche Liebeschwüre vorweg. Auf der Folie des allgemein Bekannten und ikonografisch Gewordenen hebt also bereits die erste Begegnung von Caroline Hartmann als Julia und Silas Breiding als Romeo ab, die immer wieder leibhaftig aus den Videomontagen von Christin Wilke aufzutauchen scheinen. Das ist so technisch geschickt wie sinnhaft. Denn der 32-jährige Regisseur lässt seinen jungen Blick auf die Liebe wie den Klassiker buchstäblich dem Wissen entsteigen, dass es auf beiden Gebieten eine Unmenge von Vorbildern gibt. Dazu hat er Frank Günthers immer noch frisch wirkende Shakespeare-Übersetzung mutig zusammengestrichen und mit stimmigen Fremdzitaten von Goethes »Faust« über Tolstois »Anna Karenina« und unnötigen Zeitgeist-Ausrufen wie »Fick die AfD!« oder »Wir schaffen das!« versetzt. Das Rätsel Liebe steht auf der Bühne; der familiäre Zwist bleibt eine Randnotiz. Von den rivalisierenden Gangs der Capulets und Montagues bleibt nur ein als Krawallclown ausstaffierter und agierender Tybalt übrig, den Romeo in einer länglichen Bühnenkampf-Posse erledigt.

Und ein paar Kernsätze der Liebe und Wut kehren wie zweistimmige Gesänge mantrahaft wieder: »Einzige Liebe, die im einzigen Hass sich fand! Erst unerkannt gesehn, jetzt viel zu spät erkannt ...« Mit Leidenschaft und Können gehen die beiden Hauptdarsteller gegen den Romantizismus der Vorlage an, stellen das existenzielle Erlebnis Liebe auf einer dezidierte als Theater ausgewiesenen Bühne (Vorhänge, viel Qualm, eine weit ins Parkett hineinreichende »Show«-Treppe) immer wieder neu her. Die Liebe als Wagnis und Kampf, der aber aufgrund des weitgehenden Verlusts des Außendruckes und der Albernheit vieler verbliebener Nebenfiguren oft aufgebauscht wirkt, steht hier »moderner« Liebesauffassungen gegenüber: Wenn etwa Max Wagners gelackter und »genudelter« Paris Vater Capulet »98,2% Match« mit Julia und »Liebe ohne Risiko« verspricht – und seine Parship-Empfehlung am Ende wie eine Losniete zerknüllt. Oder wenn Mercutio, der bei Luise Kinner statt mit shakespeareschen Verbalsauereien mit einem zynischen Realitätssinn bewaffnet ist, mit überschnapper Stimme die »Scheiße« ausmalt, in der das Himmelhochjauchzen üblicherweise endet. Kinner ist furios, selbst in der ausufernden Szene, in der sie Romeo Mercutios Tod wie einen fiesen Racheakt serviert. Die auf Film nur anzitierte Balkonszene ist dagegen hübsch unklischehaft, aber allzu kurz. Und so hängt an diesem jungen, verspielten Abend so manches Mal das Gewicht etwas schief. Und der Schluss, der den beiden die traurige Erfüllung im gemeinsamen Tod verweigert, gibt Rätsel auf. Aber man kann das so machen, keine Frage! ||

SABINE LEUCHT

ROMEO UND JULIA

Volkstheater | 11., 12., 28. Okt., 7., 17., 18. Nov.,
4. Dez. | 19.30 Uhr | 22. Okt. | 20 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de



Ruhepause: Das Ensemble lauscht am Spinett klassischer Musik
© David Baltzer

ON THE ROAD

Hohe Häusermauern umschließen einen schäbigen Hinterhof, mittendrin steht eine Wellblechbaracke, die eine Hälfte Wohnküche, die andere Bar (Bühne: Amber Vandenhoeck). Drum herum bricht plötzlich ein Höllenlärm los, eine entfesselte Bande trommelt zuckend auf allem, was Krach macht. Von einem Gestell rollt jemand eine große, bedruckte Papierrolle ab: Das ist die Rolle, auf die Jack Kerouac 1950 in nur drei Wochen (nach jahrelanger Vorarbeit) niederschrieb, was er Ende der 40er Jahre als Hobo, als vagabundierender Tramp, mit seinem Freund Neal Cassidy auf dem Weg von Osten nach Kalifornien erlebte. »On The Road« erschien erst 1957 und wurde zum Kultbuch der Beat Generation. Ein atemloser Roman, der das Lebensgefühl der amerikanischen Jugend in den Nachkriegsjahren einfing, den Aufbruch aus dem Bürger- in eine Freiheit voller Sex, Alkohol und Bebop.

In den Kammerspielen hat der ungarische Regisseur David Martin, der dort vor zwei Jahren ein Opernstudio gründete, versucht, diesen Kultroman auf die Bühne zu bringen. Der sperrt sich aber gegen eine Dramatisierung, auch die Verfilmung vor fünf Jahren gilt als nicht adäquat. Marton und sein siebenköpfiges Ensemble aus Schauspielern und Musikern suchten den Zugang über die Improvisation. Das Ergebnis ist ein über zweistündiges Musiktheater mit meist exzellentem Jazz (jedoch kein Bebop), das in teils ekstatischen, teils albernen und manchmal berührenden Szenen außer der ständigen Bewegung des Unterwegs-Seins wenig vom Buch vermittelt.

Das liegt daran, dass die Rollen der beiden Protagonisten Sal Paradise (Kerouac) und Dean Moriarty (Cassidy) auf alle Darsteller verteilt sind. Jeder spricht abwechselnd ihre Texte und die der wenigen Nebenfiguren. Thomas Schmauser, Julia Riedler, Jelena Kuljić, Hassan Akkouch, Trompeter Paul Brody, Michael Wilhelmi, Daniel Dorsch agieren gleichberechtigt als Musiker und Darsteller. Weshalb der Zuschauer, der das Buch nicht gelesen hat, weitgehend orientierungs- und ahnungslos ist, wer da gerade spricht. Dass einmal Carlo Marx als Allen Ginsberg auftaucht, weiß nur, wer dessen Gedicht »America« kennt, das Paul Brody englisch rezitiert. Nur die Beziehung zwischen dem Bürgersöhnchen Sal und dem Proletarier Dean, der aus purer Lust Autos knackt und jede Frau flachlegt, kristallisiert sich langsam heraus. Auch die Frauen treten als Sal und Dean auf, das sollte nach der Regie-Intention den frauenverachtenden Sexismus von Dean entschärfen, funktioniert aber nicht. Die Figuren bleiben ohne Identität. Wer hingegen das Buch kennt – heute wohl nicht mehr allzu Viele – kann zwar Situationen identifizieren, aber er wird den Blick auf die Gesellschaft und die inhaltliche Auseinandersetzung vermissen.

In Klamaukszenen beim Dutzi-Dutzi mit Kinderwagen darf jeder mal wie im Impro-Workshop die Sau rauslassen. Zum Baumwollpflücken muss die Textrolle erhalten. Anrührend die kleine Lovestory zwischen Sal (Schmauser) und Terry (Kuljić), stark Julia Riedler, als sie Dean rausschmeißt. Am schönsten sind die melancholischen Jazzballaden von Jelena Kuljić und die Trompetensoli von Paul Brody. ||

GABRIELLA LORENZ

ON THE ROAD

Kammerspiele – Kammer 1 | 8., 15. Okt. | 19 Uhr | 26. Okt. 20 Uhr | Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de

TRÜFFEL, TRÜFFEL, TRÜFFEL

Sie sind eine lächerlich kostümierte Bagage. Madame Malingear trägt ein scheußliches groß geblühtes Kleid, ihr dickbäuchiger Gatte, der seine Glatze notdürftig kaschiert, steckt in einem hellblauen Anzug. Unter dem rosa Frack seines Schwagers in spe blitzen rosa Hosenträger hervor, Onkel Robert hat zur Trainingshose rote Ohrgehänge angelegt. In einer langen Reihe stehen die Schauspieler auf der Bühne, die bis auf eine auf den Kopf gestellte Pyramide und einen an der Seite herabhängenden Vorhang leer ist. Ab und zu wechseln sie die Positionen, ansonsten sprechen sie aus dem Stand Eugène Labiches Text.

In seinem Lustspiel »Trüffel Trüffel Trüffel« von 1861 führt der französische Vielschreiber geldige Kleinbürger vor, die Großbürger spielen wollen. Emmeline (Zeynep Bozbay), die Tochter der Malingears, und der junge Frédéric Ratinos (Samouil Stoyanov) haben sich ineinander verliebt. Bei den Verhandlungen über die Hochzeit ihrer Kinder steigern sich die Elternpaare, die sich für ihre Herkunft schämen, in toll-dreiste Hochstapeleien, liefern sich einen wahnwitzigen Wettstreit darin, sich wechselseitig zu überbieten. Madame Malingear (derb burschikos: Nils Kahnwald) erfindet flugs einen Kammerdiener und einen Kutscher und fälscht den Brief einer Gräfin. Der Ex-Zuckerbäcker Ratinos verwandelt sich in einen Fabrikanten »im Zuckerbusiness« und abonniert einen Logenplatz in der Oper, in der sich alle entsetzlich langweilen.

Labiche jongliert in »La poudre aux yeux« – so der Originaltitel – routiniert und gekonnt mit gewitzten Dialogen, die Tobias Haberkorn flüssig und flott neu übersetzt hat. Felix Rothenhäusler packt den Klassiker des leichten Genres in eine strenge Form, bannt die Figuren in ein minimalistisches statisches Bild. Das funktioniert durchaus, fügt dem Lustspiel jedoch keinen Mehrwert an Substanz oder Relevanz hinzu. Was den 36-jährigen Regisseur an dem Stoff interessiert hat, warum er ihn hier und heute inszenieren wollte, erschließt sich nicht. Viel Neues ist ihm dazu nicht eingefallen. Wenn Maman Emmeline zum »Rouladen spielen« ans Piano schickt, stimmt diese Lana Del Reys Song »Love« an. Die Zuschauer dürfen wohlgeduldet lachen über diese plump klotzenden und protzenden Doofis, die sich in Fremdwörtern verheddern. Für die schönsten spielerischen Pointen sorgt die bis zur Unkenntlichkeit verkleidete fantastische Annette Paulmann als Doktor Malingear. Wiebke Puls tupft als Emilia-Amalia Ratinos körpersprachlich und mimisch kleine komische Glanzlichter hin. Marie Rosa Tietjen plustert sich als Monsieur Ratinos drollig auf. Eine spritzige Gesellschaftskomödie können sie aus Rothenhäuslers Inszenierung allerdings nicht machen. Seine knapp einstündige Bluffer-Posse ist eine putzige Petitesse mit amüsanten Momenten. Der Schlussgag gehört dem sozialschamfreien Holzhändler und peinlichen Verwandten Onkel Robert (Risto Kübar), der ungeniert die horrenden Rechnungen der Schwindler begleicht. ||

PETRA HALLMAYER

TRÜFFEL, TRÜFFEL, TRÜFFEL

Kammerspiele – Kammer 2 | 8. Okt. | 19 Uhr | 5. Nov. | 18 Uhr 22. Nov. | 20 Uhr | Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de



Das Ensemble als vermeintliche Großbürger | © Julian Baumann



Uisenma Borchu erinnert sich an ihre Kindheit | © Josef Beyer

NACHTS, ALS DIE SONNE FÜR MICH SCHIEN

Die Sonne hat in die Kindheit der Regisseurin Uisenma Borchu oft noch nicht einmal tagsüber geschienen. Zumindest nicht, wenn Rechtsradikale vor dem Plattenbau randaliert, geplärrt, die Scheiben eingeworfen, die ausländischen Bewohner gejagt und mit ihren stumpfen »Deutschland den Deutschen«-Rufen verängstigt haben. Wenn das Kind verzweifelt die Polizei rief, die aber nicht kam oder sich gleich wieder aus dem Staub machte. Waren ja alles gute Deutsche, die da ihren gewalttätigen Hass rauspöbelten. Wenn die Lehrerin ihr eine Sechse gab, weil sie die Hausaufgaben nicht gemacht hatte, der biodeutschen Melanie aber nicht. Die angehimelte blonde Lehrerin, der das Kind gefallen wollte, der es alles recht machen wollte. Die jedes winzige Lob gleich wieder relativierte und das Mädchen nur kalt ermahnte, sich gefälliger anzustrengen. Die von Uisenma Verständnis für die anderen Kinder fordert, die sie beschimpften und ihr die Haare abfackelten. Schließlich wären sie schwarze Haare nicht gewohnt. Aus der es missgünstig rausplatzt: Deine Mutter hat eine Festanstellung – und weiße Zähne.

Aus einer erwünschten mongolischen Vertragsarbeiterfamilie in der DDR wurde eine unerwünschte mongolische Familie im wiedervereinigten Deutschland. In ihrer ersten Arbeit für das Theater thematisiert die Dokumentarfilmregisseurin Uisenma Borchu, wie es ihr als Kind damit ging. Und wie sie sich mit ihrem Vater, dem Maler Borchu Bawaa, darüber auseinandersetzte. Also hat Irina Schicketanz vier wandgroße, mit Seilen verschnürte Leinwände auf die Bühne gestellt. Auf eine davon wird Borchu Bawaa im Lauf der gut einstündigen Vorstellung ein Bild tupfen: die transsibirische Eisenbahn, mongolische Pferde, die einer schwarz-rot-goldenen Fahne entgegenaloppieren. Beim Angriff der Rechtsradikalen bekommt Schwarz-Rot-Gold einen Grauschleier.

Die anderen Wände dienen als Projektionsfläche für Bilder aus dem Familienalbum der Borchus, bis die Wände nach und nach runterklappen und ihnen Figuren entstehen. Die alter Egos Uisenmas und ihres Vaters, Lea Johanna Geszti und Christian Löber, spielen Szenen einer Vater-Tochter-Beziehung. Papa sind Noten egal, das dringende Verlangen seiner Tochter dazuzugehören, versteht er einfach nicht. Er will auch nicht deutsch sein, sie schon. Einen wirklichen Konflikt bringen die Schauspieler aber nicht rüber. Gebrochen wird die eher brave Nacherzählung nur durch die Besetzung ein wenig. Deutsche spielen Mongolen und die schwarze Schauspielerin Araba Walton im uniformartigen Anzug (Kostüme: Tschagsalma Borchu und Veronika Schneider) die Lehrerin, die sich schließlich in einem Spiegelkabinett verliert.

Uisenmas Rückkehr zur eigenen Identität kommt unvermittelt und gerät ziemlich platt. Lea Johanna Geszti zieht den Deel, das mongolische Mantelkleid, das die Lehrerin Uisenma ausgezogen hatte, wieder an. So einfach ist das also mit der Identitätsfindung. Ein bisschen zu einfach. ||

CHRISTIANE WECHSELBERGER

NACHTS, ALS DIE SONNE FÜR MICH SCHIEN

Kammerspiele – Kammer 3 | 12., 27. Okt., 14., 23. Nov. 20 Uhr | 26. Nov. | 18 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.kammerspiele.de

Anzeige

Kleine Münchner Geschichten

MÜNCHEN UND DAS AUTO
Verkehrsplanung im Zeichen der Moderne
168 S., 24 Abb., kart.
ISBN 978-3-7917-2926-8
€ (D) 12,95
auch als eBook

kleine bayerische biografien
Bayerische Köpfe, spannende Geschichte(n)

OSKAR MARIA GRAF. Rebeller Weltbürger, kein bayerischer Nationaldichter. 152 S., 25 Abb., kart., ISBN 978-3-7917-2893-3, € (D) 12,95 / auch als eBook

MAXIMILIAN I. VON BAYERN. Der eiserne Kurfürst. 192 S., 32 z. T. farb. Abb., kart., ISBN 978-3-7917-2935-0, € (D) 14,95 / auch als eBook

JOHANN BAPTIST & DOMINIKUS ZIMMERMANN
Virtuose Raumschöpfer des Rokoko. 160 S., 31 z. T. farb. Abb., kart., ISBN 978-3-7917-2928-2, € (D) 14,95 / auch als eBook

verlag-pustet.de

Telefon 0941 / 92022-0
Telefax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

LE CLUB

Die Kellner tragen Hemden in dezentem Ethnomuster, die Artisten halten zu Beginn Holzmasken vor ihre Gesichter, und musikalisch geht die Afrika-Show der GOP Entertainment Group mit drei Trommlern gleich in die Vollen. Aber dafür, dass das Variété nicht der Ort ist, um Stereotypen zu dekonstruieren, geht es insgesamt fast klischeefrei zu.

»Le Club« heißt der Abend, an dem im Münchner GOP Musiker, Tänzer und Akrobaten aus sieben afrikanischen Ländern über die Bühne fegen. Die vierköpfige Band um die Sängerin Awa Diarra ist aus Burkina Faso, trägt traditionelle Gewänder und hat einen Mini-Percussionworkshop zur Lockerung des Publikums im Programm. Die physiognomisch sehr unterschiedlichen Tänzerinnen Adama Hawa Sow Ep Bodian und Mame Diarra Mbaye haben im Senegal gelernt, wie man Arme, Beine und sogar Füße insektenflügelschnell durch den Raum fliegen lässt. Und sie zeigen ganz nebenbei, dass Temperament und Beweglichkeit keine Frage der Statur sind. Der äthiopischstämmige GOP-Dauergast Girma Tsehai »kann komische Sachen«, sagt mein neunjähriger Co-Kritiker ganz zu Recht. Dazu gehört unter anderem: sich die Jeans ohne Zuhilfenahme der Hände buchstäblich an den Leib tanzen oder »falschrum Jonglieren« – im Fachjargon »Bouncen« genannt – und zwar unter Zuhilfenahme ausgeklügelster Gerätschaften und Winkelberechnungen. Außerdem kann das kleine Muskelpaket sein Geschlecht virtuos mit Hüten verdecken oder gemeinsam mit seinem weit weniger extrovertierten Landsmann Tarik Usman die Pole-Stange zur halsbrecherischen Rutschbahn machen. Usman selbst nähert sich seinem Cyr-Reifen wie einem scheuen Tier. Die Schönheit



Tarik Usman macht sich's bequem | © Gop Variété

seiner Bewegungen wäre auch ohne das weiße Hemd ein Genuss, das seine blanke Brust umflattert.

Das bewährte Regieduo Markus Pabst und Pierre Caesar lässt sein Personal bis zur Pause im angedeuteten Clubumfeld Nummern präsentieren und danach vor einer patchworkartigen Straßenkulissen-Abstraktion (Bühne: Monica Danielsson und Reinhard Bichsel) defilieren. Dort begegnen sich wie zufällig allerlei Körperkünste von Hip-Hop oder lässigstem Seiltanz bis zu kollektivem Seilspringen einer bunten Männergruppe. Mal dreht sich alles um bis zu acht gleichzeitig rotierende Waschwannen (Lawrence Mensah aus Ghana), mal um die schillernden Hula-Hoop-Reifen von Michele Clark. Während deren Luftring-Nummer nur schön war, ist ihr rhythmischer Tanz zwischen sich zunehmend selbstständigenden Reifen schlicht Weltklasse. Clark war bereits in der Newcomer-Show »Back to Base« im GOP zu Gast. Ebenso wie der androgyne Südafrikaner Jade Lee Petersen, der seine überschulkrigen Glieder auch diesmal wieder im dürftigen Schutz eines elastischen Rockskeletts verknottet.

Der Abend feiert den schwarzen Kontinent als Hort des fröhlichen Miteinanders von Nationen, Typen, Modernität und Tradition. Probleme? Selbstverständlich Fehlanzeige! So kommt man sich ein wenig vor wie ein Tourist, dem man vorsetzt, was ihm munden wird. Das aber hat »Le Club« getan. ||

SABINE LEUCHT

LE CLUB

GOP Variété-Theater | Maximilianstr. 47 | bis 5. Nov. Mi bis Do, 20 Uhr, Fr, Sa 17.30 und 21 Uhr, So 14.30 und 18.30 Uhr | Tickets: 089 210288444 | www.varieté.de

DIE WUNDERÜBUNG

Vor 30 Jahren war es beim Tauchurlaub in Ägypten Liebe auf den ersten Blick. Traumhochzeit inklusive. Im Verlaufe der Zeit ging's mit der ach so innigen Beziehung zwischen der Historikerin Joana und dem Luftfahrtingenieur Valentin freilich bergab. Rasant sogar, seit die Kinder aus dem Haus sind. Jetzt ist die Ehe endgültig on the rocks. Ein Therapeut soll's richten.

Doch bei der ersten Sitzung bei dem jovialen, ach so verständnisvollen Psychoklempner eskalieren die gegenseitigen Beschuldigungen, Anfeindungen, Unterstellungen und hysterischen Ausbrüche wie noch nie. Ehehoff brutal. Das ganze Programm. Da bringen all die läppischen bis interaktiven Rollenspielen auch keinen Erfolg, bis der darob scheinbar restlos frustrierte Eheberater einen herrlichen Trick, die titelgebende »Wunderübung«, als letzten Joker zur Versöhnung der beiden Streithähne zieht. Klar, dass es dank dieses Gags, der hier nicht verraten sei, zwischen Joana und Valentin wieder funkt.

Der Bestseller- und erfolgreiche Bühnenautor Daniel Glattauer (»Gut gegen Nordwind«) schrieb dieses anfangs



Ratloser Therapeut (Robert Giggenbach) hinter zerstrittenem Paar: Valentin (Michael Roll) und Joana (Michaela May) | © Christian Di Gangi

zwar etwas zäh sich dahinschleppende Theaterstück, das jedoch nach der Pause wegen der nun pointierteren Pingpong-Dialoge und Bernd Schadewalds auch flotterer Regie ganz gehörig Fahrt aufnimmt. Und wenn Michaela May als total verbitterte und zynische Joana und Michael Roll als selbstgefälliger und von all den Vorwürfen in die Enge getriebener Gatte ihren ganzen Ehemüll auskotzen, da seufzen so manche Besucher im Parkett über selbst erlebte Eheschlächten, die hier höchst authentisch ausgetragen werden. Doch die Sympathien des Publikums gehören eindeutig dem Paartherapeuten, den Robert Giggenbach vom einfühlsamen Kümmerer bis zum explodierenden Choleriker zeichnet. Wie er das Crescendo seiner Gefühle angesichts der ständig sich steigenden Verbissenheit der Kontrahenten langsam, aber kontinuierlich auf- und ausbaut, um schließlich den Wunderübungs-Trick verschmitzt zu platzieren, ist Schauspielkunst vom Feinsten. Und das Publikum staunt über diesen fulminanten finalen Überraschungscoup, der diese Ehe tragödie als spritzige Komödie ausklingen lässt. ||

HANNES S. MACHER

DIE WUNDERÜBUNG

Komödie im Bayerischen Hof | Promenadeplatz 6 bis 5. Nov. | Mo bis Sa 19.30 Uhr, So u. Feiertage 18 Uhr Tickets: Tel. 089 292810 | www.komodie-muenchen.de

|| VORMERKEN! ||

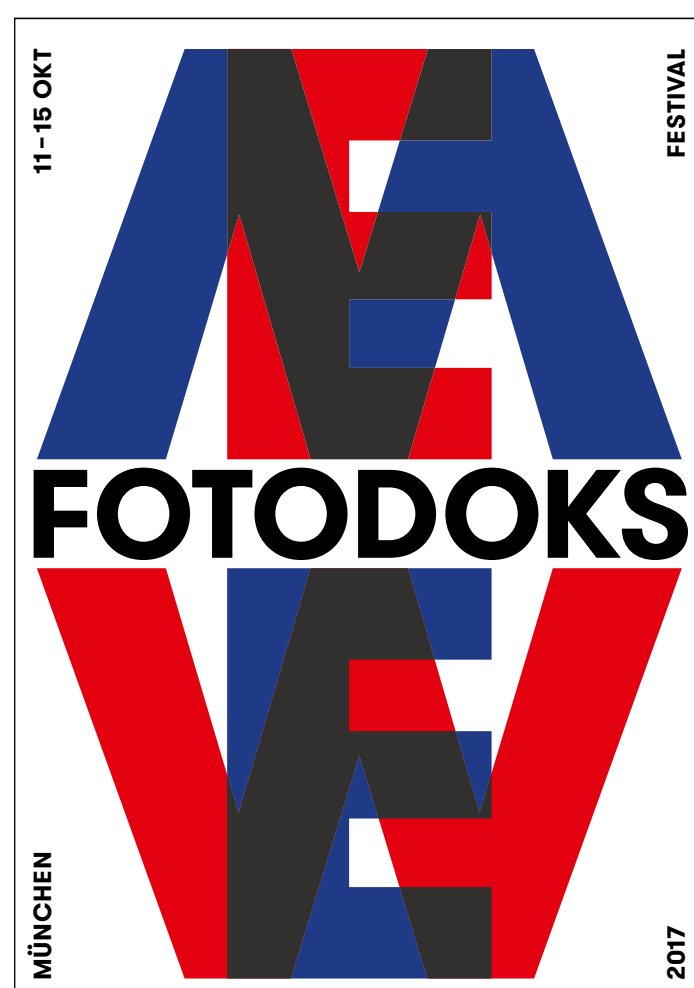
Ab 18. Okt.

DAS KÄTHCHEN VON HEILBRONN HAB ICH MIR ANDERS VORGESTELLT

TamS Theater | Haimhauser Str. 13a | 20.30 Uhr | Reservierung: tams@tamstheater.de | 089 345890

Heinrich von Kleists »Das Käthchen von Heilbronn« ist eine hanebüchene Ritterintrige um das unschuldige Käthchen und die wirklich böse, verschlagene Kunigunde. Beide Frauen sind hinter dem Ritter Friedrich Wetter vom Strahl her. Wieso, versteht eigentlich keiner. Warum Kleist dieses Stück geschrieben hat, erst recht nicht. Vielleicht wollte er sich – wie Prosa-Kollegin Jane Austen in »Northanger Abbey« – einfach nur über die Ritterroman-Mode seiner Zeit lustig machen.

Enttäuschte Hoffnungen, verzweifelte Versuche, große Gefühle und falsche Versprechen sind jedenfalls reichlich vorhanden und genau die Elemente, aus denen das TamS-Ensemble einen bewährt schrulligen TamS-Theaterabend zusammenspinnen kann. Und so hat Regisseur Lorenz Seib mit dem Musiker Neil Vaggers und den Schauspielern Sophie Wendt, Arno Friedrich und Stefanie Dischinger Kleists Plot genommen und ihn so oft durch die Räder der Bühnenmaschinerie gedreht, bis eine obskure Geschichte dabei herausgekommen ist, in der der Moritatensänger aus England nicht mehr durchblickt, Kunigunde munter drauflos vergiftet, der Ritter unbedingt eine Kaisertochter finden will, Käthchen sich als Kaisertochter entpuppt und der Kaiser sich an nichts erinnern kann. Oder so ähnlich.



Die Körper und Blicke der anderen

Viele Produktionen beim Festival Spielart stellen herrschende Perspektiven in Frage.

THOMAS BETZ

Mit Spitzhacke und Spitzenschuhen tanzte Mamela Nyamza bei Spielart 2015 ein exzentrisches Solo, das ihren persönlichen Weg vom Ackerbau zum Ballett erzählte und zugleich stereotype Zuschreibungen an Frauenrollen und die damit verbundenen Einschränkungen sezierte. In frech-charmanter Zuspitzung spiegelte sie den Blick auf die schwarze, afrikanische Frau und Künstlerin zurück. Diesmal präsentiert die südafrikanische Tänzerin, Choreografin und Menschenrechtsaktivistin bei Spielart ein Showing zur gemeinsamen Arbeit an einer Performance mit ihren Kolleginnen Chuma Sopotela, Buhlebezwe Siwani und Zikhona Jacobs (11.11.). Die vier protestierten – in Netzstrumpfhosen – bei der Preisverleihung des Fleur du Cap Theatre Award 2017 gegen diese Art Auszeichnung künstlerischer Exzellenz, denn 74 Prozent der Nominierten waren weiße Kunstschaffende – und die in geringer Zahl vertretenen Farbigen werden von vornherein durch die elitären Kriterien diskriminiert. Auch aufgrund der Reaktionen auf ihren Protest forschen sie nun weiter über Dominanzmechanismen: Die Performance »Rock to the Core« beschäftigt sich mit dem von weißen

Männern geprägten Gebaren am Beispiel des Genres Rockmusik. Mamela Nyamza zeigt zudem mit »DE-APART-HATE« (3./4.11.) ein Stück über die nach dem Ende der Apartheid immer noch andauernde Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der »Regenbogennation Südafrika«. Beides innerhalb von »Chasing Rainbows«, einem der Programmschwerpunkte des Festivals, in dem speziell auch fündig wird, wer sich für Tanz und Bewegung interessiert. Das Spektrum von Spielart ist vielfältig und reicht von dokumentarischen Theaterarbeiten, etwa aus Argentinien, Belgien/Brasilien oder Kairo, und Cross-over-Formaten, wie einer Pop-Oper und multimedialen Installationen, über partizipative Performances bis hin zu Gesprächsduetten, Lectures und bunt gemixten, virtuos gesampelten Solos. Koranverse, Klagelieder und ein »Völkisches Liederbuch« werden gesungen, es wird gemeinsam geturnt (siehe Vorbericht auf Seite 2). Wie schon am Beispiel Nyamzas deutlich wird: Viele Produktionen beschäftigen sich explizit mit politischen Kontexten und sozialen Fragen in den jeweiligen Ländern, in die man so Einblicke gewinnen kann – seien es die

Post-Apartheids-Gesellschaft Südafrikas oder die Bürgerrechte, genauer: der Rassismus, in den USA bei »#negrophobia« des New Yorker Poeten und Performers Jaamil Olawale Kosoko (1./2.11.). Ausgangspunkt von dessen Performance ist der gewaltsame Tod seines Bruders und die Fragen nach Exotisierung und Abwehr des männlichen schwarzen Körpers. Der südafrikanische Performer und Choreograf Boyzie Cekwana wiederum entwirft in »The Last King of Kakfontain« das wundersame Reich eines gnadenlosen Populismus, ein Menetekel unseres globalen Demokratieverfalls (29./30.10.). »Nicht alle Künstler, die aus Südafrika anreisen, vertreten den gleichen politischen Standpunkt«, erläutert Dramaturgin Tamara Pietsch. »Man muss sich vor Einsortierungen hüten, vielmehr ergibt sich ein komplexes Geflecht an Querverbindungen zwischen den Produktionen und Perspektiven, wo man sie gar nicht vermuten würde.« Die Auseinandersetzung mit Geschichtsschreibung, mit Traditionen und dem Fortwirken des Kolonialismus, mit Identitätspolitik und Diversität, der sich viele Produktionen des Festivals widmen, wird bei »Crossing Oceans«, einem Diskurs- und Performance-Wochenende (3.–5.11.), gebündelt. »Hier können in Panels, Diskussionen, Performances noch einmal Schlaglichter geworfen und Themen vertieft werden«, so Tamara Pietsch, »auch was die besonderen

Herausforderungen und Machtkonstellationen innerhalb einer immer internationaler werdenden Theater- und Festivallandschaft angeht.« Interessant zu vergleichen, wie sich die Künstlerinnen und Künstler mit struktureller Gewalt auseinandersetzen. Die aus Zimbabwe stammende, in New York lebende Choreografin Nora Chipaumire beispielsweise setzt einen Boxing in Szene: im Kampf mit ihrem Vater, den sie selbst verkörpert. Schon der Titel »portrait of myself as my father« (30./31.10) stellt die Frage, ob sich Stereotype einfach durchstreichen und jemals loswerden lassen. In »The Way You Look (at me) Tonight« (9./10.11.) lotet die Glasgower Choreografin Claire Cunningham, die mit Krücken tanzt, im Dialog mit ihrem Kollegen Jess Curtis aus San Francisco, aus, wie Menschen einander ansehen und wie wir gesehen werden. Wie Frauen sich bewegen und benehmen, das zeigen Chuma Sopotela und Buhlebezwe Siwani aus Kapstadt in ihrem Enactment von Popsongs des 21. Jahrhunderts. »Those Ghels« (7./10.11.) schieben ihren Einkaufswagen passenderweise im Olympia-Einkaufszentrum. So sind sie, die Girls – Rosa, Shoppen und Diamanten-Sehnsucht gehen immer noch? Wir werden sehen. Auch Eisa Jocson aus Manila erinnert mit »Princess« (10./11.11.) daran, wie Glück fetischisiert und Lächeln fabriziert wird: in einer globalen, postkolonialen Disney-Welt. Denn Schneewittchen bezaubert überall ihr Publikum. Die vielen philippinischen Tänzerinnen, die im Disneyland in Hongkong beschäftigt werden, sind freilich nicht schneeweiß und müssen sich mit Nebenrollen begnügen. ||

Mamela Nyamza mit Bibel in »DE-APART-HATE« | © Suzy Bernstein



SPIELART FESTIVAL MÜNCHEN
 Verschiedene Orte | 27. Okt. bis 11. Nov. | Programm und Tickets: www.spielart.org

Anzeige

MKO ENSEMBLE AMARCORD CLEMENS SCHULDT WIDMANN · XENAKIS · GESUALDO · SCHUBERT

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER — »WANDERN« SAISON 17/18 — 1. ABO 19.10.2017, PRINZREGENTENTHEATER, 20 UHR — XENAKIS »HIKETIDES«; GESUALDO MADRIGALE; WIDMANN AUFTRAGSWERK MKO UND AMARCORD [UA]; SCHUBERT SYMPHONIE NR. 8 C-DUR; WWW.M-K-O.EU



|| VORMERKEN! ||

12. Oktober
TANZTHEATER-Projekt für alle ab 60
Hasting Studio für zeitgenössischen Tanz
 Ötztalerstr. 1b, c/o Klangheilzentrum | Info: 089 349324, www.tanz-studio-hasting.de

Anfang Oktober startet unter der Leitung von Christine Hasting und Rainer Wallbaum das 17. Senioren-Tanztheaterprojekt des Hasting Studios mit dem Titel »Das Lied des Windes«. Am 12. Oktober können Kurzentschlossene noch einsteigen – das in dem sechsmonatigen Projekt erarbeitete Stück wird Ende März 2018 auf der Hasting-Studio Bühne im Klangheilzentrum aufgeführt.

14. Oktober
STEFAN MARIA MARB:
»THIS IS STILL THE PLACE«
Tiefgarage an der Uni-Mensa | Eingang über Friedrichstraße oder U-Bahnhof Giselastraße 21 Uhr | Eintritt frei, Besuch auf eigene Verantwortung

Ein historisches Ereignis. Vor 30 Jahren, genauer: am 18. 7. 1987, zeigte der Münchner Tänzer und Butoh-Lehrer seine erste Tanzperformance, zusammen mit dem New Yorker Fotografen Stefan Hagen. Nun gehen es beide noch einmal an, »im wilden Geiste von damals und mit dem Spirit von heute«.

19.–25. Oktober
ESTHER WEINHOLD: »SOMEBODY PUSHES ME AND I PUSH BACK«
AkademieGalerie | U-Bahnhof Universität, Zwischengeschoss Nord | 19.–25. Okt., 11–19 Uhr

Die AkademieGalerie ist ein zwanzig Meter langes Schaufenster, an dem Passanten innehalten oder im Vorbeigehen einen Blick auf frische Kunst werfen können. »Tanzen«, so war das Projekt von Esther Weinhold im Pro-

gramm der OpenART vorangekündigt, und das tut sie auch: täglich, zu unangekündigten Zeiten. Ohne dass Zuschauer ein Programm erwarten oder darauf, dass etwas passiert, wie sie sagt. »Ich werde selbst darauf warten, was geschieht, herausfinden, wie ich mich in dieser Situation fühlen werde.« Ohne Probe, möglichst frei. »Es geht darum, etwas durch Tanz auszudrücken und zu erzählen, aber ich würde auch einfach nur dasitzen, wenn ich möchte. Es geht um Selbstdarstellung und um Selbstvergessenheit.«

22.–24. Oktober
»TANZ TROMMEL«
Schauburg | Elisabethplatz | verschiedene Anfangszeiten | auch 5.–7. November www.schauburg.net

Reklame nicht nötig: Für die Produktion »Tanz Trommel« wurde die neue Intendantin des städtischen Theaters für junges Publikum 2014 mit dem Deutschen Theaterpreis Der Faust ausgezeichnet. Unter ihrer Regie trommelt hier nun Peter Hinz, es tanzt Julie Pécard. Zwei unterschiedliche Sprachen ohne Worte, mit denen sich auch Gemeinsames entdecken lässt.

25./26. Oktober
CEREN ORAN: »ELEFANT AUS DEM EL«
Einstein Kultur, Halle 1 | Einsteinstr. 42 25. Okt., 10 und 15 Uhr; 26. Okt., 10 Uhr | auch 16./17. November im Giesinger Bahnhof

Tanz, Musik und Puppenspiel: In diesem Tanztheaterstück für Kinder ab drei Jahren begleiten ein Musiker, eine Musikerin und eine Tänzerin den kleinen Elefanten auf seinem Weg durchs Leben. Er wächst, natürlich. Und auch sonst verändert sich vieles. Mit Roni Sagi (Choreografie, Puppenspiel), Tuncay Acar (Percussion), Magdalena Kriss (Querflöte, Gesang) und Ceren Oran (Choreografie, Tanz).



Rinko Kawauchi: *Untitled*, aus der Serie »Ametsuchi« | 2012 | C-Print, 64 x 80 cm | © Rinko Kawauchi, courtesy PRISKA PASQUER, Köln

Metamorphosen des Lichts

Fotografen inszenieren Grenzen des Sichtbaren, mit Leuchtspuren, Feuer und Dämmer.

THOMAS BETZ

Ein weißes, weich verschneites Feld mit einer einsamen Figur im diffusen Licht. Landarbeiter, die Flammen im Gras beobachten. Ein voranstürmender Brand lodert hoch auf. In der Serie »Ametsuchi« (2013) – der Titel setzt sich aus den Silben für Himmel und Erde zusammen und spannt so elementare Gegensätze auf – widmet sich die japanische Fotografin Rinko Kawauchi dem Verhältnis von Mensch und Zeit. In Motiven der traditionellen Brandrodung etwa, die den Zyklus von Werden und Vergehen drastisch vor Augen führen. In den Räumen der Alexander Tutsek-Stiftung beleben die großformatigen Abzüge an den Wänden die delicate Ausstellung staunenswerter japanischer Glaskunst-Objekte. Auf der Galerie findet sich das Motiv eines harmonisch gerundeten Hügels, Weiß in Weiß mit der zarten Grafik der Halme im Schnee. Schräg gegenüber derselbe Hügel, nun proportional perfekt geometrisiert von der Schwärze der Verbrennung und dem fortschreitenden feurigen Saum.

»Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume!«, schrieb einst Günter Eich, »Wie gut, daß sie am Sterben teilhaben!« Kein Trost für Melancholiker, dass die Bäume oft und oft wieder ergrünen, die Natur in sich rundenden Zyklen fortlebt. Arno Schidlowski ist in seinen Landschaftsfotografien den Verwandlungen der Natur auf der Spur, im Wald, an Flüssen, am Himmel. Seine Bilder sind Näherungen an eine Welt nach dem Ende eines Sommers, im letzten Licht. Formen, Wolken, Blätter, Zweige, Wasserwirbel zeichnen sich in einem traumhaften Dämmer, ein Standpunkt ist nicht auszumachen. »Überall« ist das Projekt und die Ausstellung in der Galerie Jo van de Loo betitelt. Eine Erkundung in Serie, ohne Ort, ohne Zeit, die sich zu atmosphärisch ineinander gleitenden Sequenzen gruppiert.

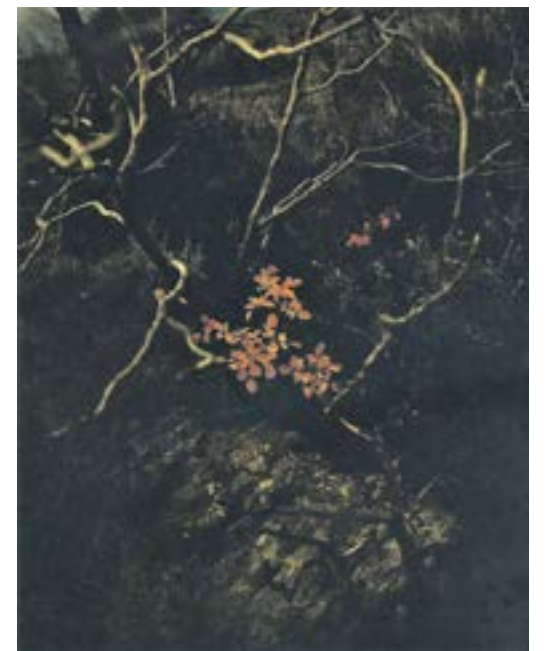
Ganz der Poesie des Vergänglichen hat sich die weltweit bekannte Dokumentaristin Herlinde Koelbl in ihrer Serie »Metamorphosen« (2015–2017) verschrieben. Es sind allesamt Nahaufnahmen; so dicht reicht das Auge kaum, um all die Spuren der Verwandlung in ihrer wundersamen Schönheit zu registrieren. Die in violette Schwärze umgeschlagene Haut verfallender Äpfel spricht von dem »dunklen Zwang« in Eichs Gedicht, der die Früchte färbt. Schimmelpünktchen und blühende Schimmelfäden, zu lappiger Erschlaffung, wächsernem Tod mutierte Rosenblütenblätter, in saftige Verwesung sich auflösende Blütenstände. »Do you remember?«, fragen Stimmen im letzten Raum der Galerie Rieder – eine Soundcollage von Herlinde Koelbl, die vielleicht schon verlorene Erinnerungen feiert und befragt. Den Tod deiner Mutter. Regen auf der Haut. »Life has changed«, heißt es einmal. Das Auge tastet über aufgeplatzte, verschrundete oder verdorrte Pflanzenhaut. Licht perlt durch sich zersetzendes Blattgäader oder leuchtet tosend aus Glut und Brand.



Herlinde Koelbl: »Brand« | 2005 | C-Print, 60 x 60 cm | © Herlinde Koelbl, München



Tokihiro Satō: »City-Scape #22« (1988) und »Trees shirakami #2« (2008) aus dem Projekt »Photo Respiration« | Gelatin-silver Print, 20 x 24 inch | © Tokihiro Satō/Micheko Galerie



Arno Schidlowski: »#26, #27, #28 aus der Serie »Überall #1–40« | 2012–2016 | analoger C-Print (Handabzug des Künstlers), je 33 x 26 cm | © Arno Schidlowski

ARNO SCHIDLOWSKI | ÜBERALL
Galerie Jo van de Loo | Theresienstr. 48 | bis 14. Oktober | Di–Fr 12–18 Uhr, Sa 12–15 Uhr

HERLINDE KOELBL | METAMORPHOSEN
Galerie Rieder | Maximilianstr. 22 | bis 20. Oktober | Di–Fr 11–13 und 14–18 Uhr, Sa 11–15 Uhr

LEBENSWELT / LIFE WORLD
Alexander Tutsek-Stiftung | Karl-Theodor-Str. 27 | bis 20. Oktober | Di–Fr 14–18 Uhr | Führung: 5. Okt., 18.30 Uhr, Finissage: 19. Okt., 18–10 Uhr, Anmeldung 089 552730611

TOKIHIRO SATŌ | PHOTO RESPIRATIONS
Micheko Galerie | Theresienstr. 18 | bis 21. Oktober | Di–Fr 14–19 Uhr, Sa 11–15 Uhr

Mit einem Ursprungsmythos der Fotografie spielt Tokihiro Satō: Die Natur selbst zeichnet mit dem Licht das Bild. Und wie alle Fotografen arbeitet auch er mit der Zeit. Allerdings als Akteur vor der Kamera: Während der extrem langen Belichtung positioniert er Spiegel in der Landschaft, die Lichtreflexe ins Objektiv werfen, oder er agiert bei Nachtaufnahmen als Licht-Grafiker mit dem Leuchtstift – und bleibt auch hierbei selbst im Bild unsichtbar. Satō nennt die Lichtspuren, die er erschafft, »eine Skulptur in der Zeit«. Die auf japanische Kunst spezialisierte Micheko Galerie zeigt Aufnahmen aus der Serie »Photo Respiration«: Lichtgeister, kleine Sonnen, umtanzen Baumstämme, schweben über Wasserflächen. Und präzise gesetzte, vibrierende Strichformen besetzen und dynamisieren architektonische Räume. ||

SHOWCASE

KÜNSTLERBÜCHER aus der Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek
AUSSTELLUNG 20.9.2017–7.1.2018
Mit Werken von Picasso, Matisse, Miró, Warhol und Kiefer
www.showcase-bsb.de

Ein Festival für Künstler

Messen, Festivals, Events und das Internet: Künstler, Galerien und Kuratoren müssen in einer sich verändernden Kunstwelt neue Konzepte entwickeln, um zu bestehen. So auch die Produzentenmesse ARTMUC.



Stipendiatin der RambaldiResidence in München – Viviane Gernaert: »Once Upon a Time in China Pos. IV« | 2016 | Stoff | © Viviane Gernaert

QUIRIN BRUNNMEIER

Es gibt das jährliche Kunstwochenende OPEN art im September und im Oktober finden wieder das Format PLATEAU sowie die Highlights, eine Messe für hochkarätige Kunst und Antiquitäten, in der Residenz statt. Die Galerien präsentieren das ganze Jahr über hochwertige Ausstellungen, für junge und urbane Kunst gibt es die Messe STROKE (aktuell bis 8. Oktober in der Zündapp-Halle beim Ostbahnhof) und mit S.M.S. – Shit must Stop formiert sich gerade eine neue Initiative für internationale junge Kunst in München, die nächsten Herbst startet. Man könnte meinen, der Kalender für Kunstinteressierte und potentielle Sammler wäre bereits voll. Und doch existiert seit 2014 in München ein weiteres Format erfolgreich, das sich parallel zur etablierten und akademisierten Szene positioniert hat.

Seit dem ersten Event vor drei Jahren konnte sich die ARTMUC zu einer Institution für die lokale, nationale und internationale Kunstszene entwickeln und sich in der Stadt etablieren. Dieses Jahr finden zum ersten Mal sogar zwei Ausgaben statt. Nach der gut besuchten Veranstaltung im Mai folgt nun im Oktober die zweite Runde des Events zwischen Messe und Festival. Die Nachfrage seitens der Künstler, Galerien und Institutionen sei entsprechend groß gewesen, erklärt Gründer Raiko Schwalbe. Bei der ARTMUC präsentieren sich mehr als 90 Einzelkünstler aus Deutschland und Europa mit erschwinglichen Kunstwerken, die von Street Art und Urban Art über digitale Kunst und Fotografie bis hin zu Malerei und Skulptur reichen. Ein Hauptfokus liegt auf speziellen

Kooperationen mit deutschen und internationalen Kunstprojekten und Institutionen wie der whiteBOX aus München im Bereich Multi-Mediakunst oder dem X-Pinky Lab aus Berlin mit seinem Künstlerförderprogramm und der Münchner RambaldiResidence. Klassiker der Moderne sind erstmals auch mit dabei: Die Schweizer Galerie Wilmsen präsentiert Adolf Luther und Günther Uecker.

Die ARTMUC versteht sich nicht als Antagonist zum bestehende Galerie- und Messesystem. Vielmehr wollen die Macher eine Alternative und Ergänzung anbieten, die offen und einladend ist. Dabei sollen alle Beteiligten profitieren, die kooperierenden Galerien und Institutionen, die freien Künstler, die diese Plattform für sich nützen können, und natürlich auch die Besucher, die auf der Praterinsel auch direkt mit den Künstlern sprechen können und nicht erst mit dem Galeristen. So sollen erweiterte Netzwerke entstehen, die auch für Besucher außerhalb der Filterblase der zeitgenössischen Kunst offen sind.

Die ARTMUC sieht sich in der Tradition der Produzentenmessen, in denen neue Formen der Vermarktung und Selbstvermarktung erprobt werden können. Gründer und Veran-

stalter Raiko Schwalbe verfolgt einen durchaus hedonistischen Ansatz, die Kunst soll Spaß machen, nicht elitär oder reaktionär präsentiert werden. Der gemeinsame Diskurs, was Kunst kann oder darf, soll offen geführt werden, auch außerhalb der vermeintlich heiligen Hallen der Museen und Galerien. Die Stadt München hat eine aktive Kunstszene, in der renommierte Institutionen und anerkannte Galerien um die Gunst der Besucher und Sammler buhlen. Diese etablierte, vielleicht auch in sich geschlossene Kunstwelt kann durchaus abschreckend wirken und Interessierten den Zugang zur Kunst erschweren. Die ARTMUC versucht, ein eigenes Flair zu vermitteln, indem sie die Rezipienten – Liebhaber und Kunstinteressierte – aktiv einbezieht. Um Zugänge zu schaffen für aktuelle Kunst, die gesehen und gekauft werden will. Denn natürlich ist ARTMUC auch ein Marktplatz, der Aussteller und Besucher gleichermaßen erfreuen soll. ||

ARTMUC

ARTMUC Messe | Praterinsel 3-4 | **19.-22. Oktober** | Do 18-22 Uhr (Eröffnung), Fr/Sa 12-20 Uhr, So 12-18 Uhr | www.artmuc.info

Beständiger Schock

Die Galerie Karl-Pfefferle präsentiert neue Arbeiten des US-Regisseurs David Lynch, der erst über die Malerei zum Film kam.



David Lynch: »Who is in My House« | 2008-09 | Aquarell auf Papier, 26x35,6 cm | © David Lynch und Galerie Karl Pfefferle

CHRIS SCHINKE

So ein Promileben kann verdammt anstrengend sein, deshalb suchen sich viele Hollywood-Stars ein Hobby, das Ausgleich verspricht. Manch einer landet dabei bei existenziellen Meditationstechniken; andere legen sich eine mittelschwere Beruhigungsmittelabhängigkeit zu oder treten dem nächstbesten Psycho-Kult bei; auffallend viele landen bei der Malerei. Egal ob Sylvester Stallone, James Franco oder Jim Carey, der jüngst seine Schaffenskraft anhand eines viralen Facebook-Posts unter Beweis stellte. Neben hibbeligen Komödienrollen und Ballerfilmen können wir nämlich auch tiefgründig sein – so der öffentlichkeitwirksame und vor allem Instagram-taugliche Tenor der Inszenierungen. Nun sei einmal dahingestellt, ob sich das Hollywood-Personal mit der Öffentlichmachung seiner Kreationen einen Gefallen tut, die schiere Inflation der Promikunst allein kann beim Beobachter für Genervtheit sorgen. Braucht es tatsächlich noch einen weiteren malenden Filmstudiopinsel, fragt man sich, wenn man vom bildenden Künstler David Lynch hört? Kurzum, ja, den braucht es. Seine Ausstellung »Smiling Jack« in der Galerie Karl Pfefferle beweist dies.

Es empfiehlt sich ein sonniger Herbsttag zum Besuch der Galerieräume im Hinterhof der wuseligen Reichenbachstraße – der Schock und die Sogwirkung der surrealen Arbeiten Lynchs zeigen dann nämlich ihren wirkungsvollsten Effekt auf den Ausstellungsbesucher: Sie leben von diesem Bruch, was darin begründet sein mag, dass Lynch seine teils ins Aberwitzige gesteigerten Alpträumvisionen auch von den heiteren Höhen seines Studios in den Hollywood Hills aus in die Kino- und Kunstwelt entlässt.

In »Smiling Jack« sind es neben Ölmalerei und Mischtechnik vor allem Aquarelle auf Papier, die das Zusammenspiel von Lynchs künstlerischem Schaffen und seinem Output als Filmmacher offenbaren. Es ist kein zufälliger Zusammenhang. Lynchs Künstlerlaufbahn

begann mit der Malerei und dem Kunststudium an der Pennsylvania Academy of Fine Arts in Philadelphia, wo den Studenten aber schon bald die Sehnsucht nach dem Bewegtbild umtrieb, die ihn auf Umwegen in den 70ern in die Filmstadt L.A. und ans American Film Institute brachte.

Lynchs Sujets sind seit dieser Zeit beständig: Metamorphosen, der Horror des Unbewussten und, immer wieder, der jähe Einbruch des Realen, der beständige Schock, der in die Beschaulichkeit der Existenz einbricht und den Traum von der großen Happiness gründlich vernichtet – David Lynchs Werk liest sich wie ein einziger nicht enden wollender böser Witz über den amerikanischen Traum. In der Ausstellung handeln Arbeiten wie der titelgebende »Smiling Jack«, »All I Want From Christmas is Two Front Teeth« oder »Who is in My House« hiervon. Durchbrochen werden die Papierarbeiten von Wortfetzen, Sätzen, die sich nicht selten wie unheimliche Imperative lesen. Von wem gesprochen?

Dies ist nicht die einzige Frage, die David Lynchs Werk offen lässt. Ein bisschen fühlt man sich nach der Ausstellung wie Lynchs Kult-Protagonist Agent Cooper, der in der aktuellen Staffel »Twin Peaks« nach geraumer Zeit des Aufenthalts in einer labyrinthischen Zwischen-dimension im Amerika des Jahres 2017 ausgespuckt wird. Dem FBI-Mann ist alles ein bisschen viel und er wünscht sich nichts inniger als eine Tasse Kaffee und ein großes Stück Kuchen. Genießen wir sie mit ihm, bevor uns die nächste Promikunst-Attacke wie ein Blitz trifft. ||

DAVID LYNCH | SMILING JACK

Galerie Karl Pfefferle | Reichenbachstr. 47-49 Rgb. | **bis 4. November** | Di-Fr 13-18 Uhr, Sa 12-16 Uhr | Im Oktober läuft noch die Lynch-Retrospektive im Filmmuseum: **10./13., 11./14., 15., 17., 18. Okt.**, www.muenchner-stadtmuseum.de

Anzeige

OPER STUTTGART

OPER AM NACHMITTAG

GIOACHINO ROSSINI
LA CENERENTOLA
MI, 1. NOV 2017

ENGELBERT HUMPERDINCK
HÄNSEL UND GRETEL
DI, 26. DEZ 2017 | SO, 7. JAN 2018

ENGELBERT HUMPERDINCK
DIE ZAUBERFLÖTE
SO, 18. FEB 2018

LUIGI DALLAPICCOLA | WOLFGANG RIHM
DER GEFANGENE | DAS GEHEGE
SO, 29. APR 2018

VINCENZO BELLINI
DIE PURITANER
SO, 15. JULI 2018

KARTEN: 0711.20 20 90 | WWW.OPER-STUTTGART.DE

Foto: Martin Sigmund | Gestaltung: Discodiner



Frank Bowling: »Middle Passage« | 1970 | Acrylfarbe auf Leinwand, 321 x 281 cm
Courtesy the Artist, © VG Bild-Kunst, Bonn 2017

Landkarten des Lebens

Lebendige Oberflächen und nie gesehene Farben – das Haus der Kunst präsentiert die monumentalen Gemälde des spät gewürdigten Klassikers Frank Bowling.

GISELA FICHTL

Mappa Mundi – ein Motto als Carte blanche. Wird hier mit monumentalen Werken nichts weniger als eine künstlerische Vermessung der Welt versucht? Die spätmittelalterlichen mappae mundi repräsentierten mit der Topographie auch die Heilsgeschichte, in einem Erdenrund mit Jerusalem als Zentrum. Wir aber leben in einer globalen, polyperspektivischen Welt. »Map paintings« nennt Frank Bowling den Teil seiner Arbeiten, die umrahmt, übermalt oder überlagert, Umrisse von Südamerika, Guayana, Australien oder Nordamerika als Bildelemente zeigen. Ein genialer Coup des Künstlers, der mit dieser Metapher gigantische Assoziationsräume öffnet: Landkarten implizieren nationale Grenzen, einen politischen Raum, historische Entwicklungen, sie zeigen Land, Heimat, Erde, bedeuten Dazugehören oder Ausgegrenztsein, Heimat oder Exil, Sehnsucht oder Aufbruch – und tatsächlich werden all diese Assoziationen unterfüttert, entdeckt man doch bald Gesichter in den riesigen Farbflächen, einen Helm, ein Boot, ein Haus, ein kuhhäufiges Tiergesicht, Linien und Balken, die umrahmen, gliedern oder trennen. Oder der Umriss der Landkarte, wie in dem Bild »Polish Rebecca« von 1971, reißt ein herzförmiges Loch, als würde das zentrale Lebensorgan herausgesprengt.

Im Treppenhaus eine erste Begegnung mit den monumentalen Gemälden, riesenhafte, in sich strukturierte Farbflächen in ungewöhnlichen Rottönen neben strahlendem Gelb. Das ganze Wunder dieser Ausstellung entfaltet sich dann in den oberen Räumen: Bilder, in denen man sich verliert, die eine verblüffende Sogwirkung entfalten. Erst beim Näherkommen werden die vielen Details und Anspielungen sichtbar. Schier unerschöpfliche Assoziationsströme kommen in Gang, die nichts weniger als die Synchronizität von Gewalt und Leid, Ausgrenzung, Rassismus, Glück und Lebensfreude zum Inhalt haben. Keine banalen Anspielungen, kein eitler Pseudointellektualismus, ein künstlerisches Schöpfen aus dem Leben selbst. Der 1934 in British-Guayana geborene Richard Sheridan Franklin Patrick Michael Aloysius Bowling, wie er mit vollem Namen heißt (»Richard Sheridan« heißen auch drei der ausgestellten Werke aus dem Jahr 1969), bearbeitet die Oberflächen seiner riesigen Bilder mit vielfältigen Techniken – Malen, Spritzen, Kleben, Gießen. Es entstehen Flächen, die sich überlagern und eine unglaubliche Lebendigkeit entfalten, Farbtöne, wie man sie kaum je gesehen hat, Formen und Spuren, mit denen das Auge reist. Später kamen noch das Vernähen, Spachteln, Schaumstoff und Modellieren mit Kunststoffgel hinzu, so dass die Gemälde weiter in den Raum und ins Licht ausgreifen.

Bowling kam 1953 aus seiner südamerikanischen Heimat nach London, diente in der Armee, jobbte. Er wollte zunächst Schriftsteller werden, bis er die Kunst für sich entdeckte. Er arbeitete als Modell am Royal College of Art, feilte an seiner Bewerbungsmappe und im zweiten Versuch gelang ihm die Aufnahme ins RCA. Beim Abschluss des Studiums 1962 wurde er mit der Silbermedaille für Malerei



Karter's Choice | 1972 | Acryl- und Sprühfarbe auf Leinwand, 251,5 x 160 cm | Zang Collection, London, © VG Bild-Kunst, Bonn 2017

ausgezeichnet – Gold ging an seinen Freund David Hockney. Mitte der 60er Jahre zog es ihn nach New York. Erst dort konnte er in einem entsprechenden Atelier in den riesigen Dimensionen arbeiten, die seine Werke von da an auszeichnen. Es war die Zeit der schwarzen Bürgerrechtsbewegung und auch Bowling beteiligte sich an den Debatten über die Bedeutung der Hautfarbe im Kunstbetrieb. Er kehrte nach London zurück und wechselte zwischen zwei Ateliers in der Themsestadt und in New York. »Farbe ist Licht, und das Thema ist Materie«, notierte er einmal. 2005 wurde der sympathische Künstler mit dem schalkhaften Lachen als erster Schwarzer Mitglied der Royal Academy of Arts.

In der »Postwar«-Weltkunstschau im Haus der Kunst war Bowling mit figürlichen Bildern vertreten, einem Schwanenmotiv (1964), dessen sterbender Vogel zwischen farbiger Geometrie, Op-Art-Zielscheibe und abstrakt-expressionistischen Farbspritzern eine stilistische Krise anzeigt. Haus-der-Kunst-Chef Okwui Enwezor kuratierte nun mit Anna Schneider eine großangelegte, Jahrzehnte des Schaffens seit der New Yorker Zeit ab 1966 überspannende Werkschau der abstrakten Großformate und postmalerischen Experimente.

Man darf dem ersten Blick, dem allerersten Urteil beim Betrachten dieser Werke Bowlings nicht trauen. Jede Zuordnung, jedes vor-schnelle Urteil entzieht sich bei genauerem Hinsehen oder verkehrt sich ins Gegenteil. Die fotografische Reproduktion dieser Bilder vermittelt daher kaum, was ihre Faszination ausmacht, sie verschleiert eher deren Potential. Wenn er seine Oberflächen überschüttet und

abwartet, was bei der Trocknung geschieht, erläutert Bowling im Film, hofft er »Dinge zu finden, die ich nie zuvor gesehen habe«. Man muss vor dem Original stehen, muss sich ihm nähern, es abwechselnd im Detail und aus der Ferne betrachten, damit es seine explosive Macht und seine überraschende Empfindsamkeit entfaltet. Es sind Bilder, mit denen man leben möchte wie mit Menschen, als könnten sie einen bewahren vor dem Sich-Verlieren im oberflächlich Alltäglichen und zugleich nach Hause kommen lassen. ||

FRANK BOWLING – MAPPA MUNDI
Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1 | bis 7. Januar 2018 | Mo–So 10–20 Uhr, Do 10–22 Uhr | 20. Okt., 11–19 Uhr: internationales Symposium zu Bowling »The Sea is History: Art and Black Atlantic Cultures« | 2. Nov./7. Dez./4. Jan., 18–22 Uhr Eintritt frei | Der gleichnamige, von Okwui Enwezor herausgegebene Katalog (Prestel, 2017, 288 Seiten, Englisch mit deutschem Booklet, 110 Abb.) widmet sich dem Gesamtwerk und kostet 49,95 Euro | www.hausderkunst.de

Anzeige

21

JULIET & MAMO

INSZENIERUNG TRAJAL HARRELL

URAUFFÜHRUNG 25. OKTOBER 2017 KAMMER 2

MÜNCHNER KAMMERSPIELE

WWW.KAMMERSPIELE.DE

KARTEN UNTER 089 / 233 966 00

THEATER DER STADT

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

EMPFANGSHALLE

WÄSCHE

Deutsche Gesellschaft für Christliche Kunst (DG) | Finkenstr. 4 (Wittelsbacherplatz) | bis **11. Nov.** | Di bis Fr 12–18 Uhr | Führungen: **10. Okt./7. Nov.**, 18 Uhr | **24. Okt.**, 19.30 Uhr: Künstlergespräch und Verleihung des Kunstpreises der DG | www.dg-galerie.de
Kirche St. Paul | St.-Pauls-Platz 11 | bis **12. November** | täglich 8.30–19.30 Uhr | **12. Nov.**, 20.15 Uhr, Finissage und TatOrtZeit-Gottesdienst || **14. Okt.**, 19–24 Uhr: Lange Nacht der Münchner Museen mit musikalischem Programm (19.15 und 21 Uhr) in der DG bzw. Sound-Collage in St. Paul

Wer in diesen Wochen an der Kirche St. Paul vorbeikommt, wird sich verwundert die Augen reiben: An manchen Abenden erblickt man an der eingerüsteten Westfassade anstelle der Rosette die Beamer-Projektion einer sich drehenden Wäschetrommel. Eine Werbeaktion für ein Waschmittel? Oder ein Sinnbild dafür, dass sich die katholische Kirche von ihren Sünden reinwäscht? Nicht wirklich: Hinter dem ironisch wirkenden Bild von der Kirche als Waschmaschine verbirgt sich ein ernst zu nehmendes Kunstprojekt des Münchner Künstlerduos EMPFANGSHALLE, veranstaltet von der Galerie der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst (DG) und dem Kunstpastoral von St. Paul anlässlich der Verleihung des diesjährigen DG-Kunstpreises an die Künstler. An beiden Ausstellungsorten sind eine ortsbezogene Installation und zwei Videoworkshops rund um das Thema Waschen von den beiden Künstlern Corbinian Böhm (*1966 in München) und Michael Gruber (*1965 in Mallerstorf) zu sehen, die seit 2000 unter dem Namen EMPFANGSHALLE mit partizipativen Kunstprojekten im öffentlichen Raum in Erscheinung treten.

Die rotierende Wäschetrommel aus der Videoprojektion von St. Paul steht im Original in den Räumen der DG: In einer Industrielaschmaschine wird Wäsche gewaschen und



EMPFANGSHALLE: »Waschgang« | 2017 | Rauminstallation mit Waschmaschine und Wäscheleine | Foto: Galerie der DG, © VG Bild-Kunst Bonn, 2017

anschließend auf Leinen im hohen Ausstellungsraum aufgehängt: Altkleider von Gemeindegliedern von St. Paul, weggeworfene Kleidung von obdachlosen Tagelöhnern, die in den Kircheneingängen nächtigen, sowie liturgische Gewänder der Kirche. Die gemeinschaftliche Waschaktion soll, so die Künstler, ein Abbild der »gemischten Gesellschaft des Bahnhofsviertels« in der Galerie der DG als »einer der teuersten Lagen Münchens« darstellen. Leider bleibt es bei diesem gut gemeinten, im Ergebnis jedoch eher unscharfen Bild. Da es sich von vornherein durchweg um Altkleider handelte, werden diese nicht an ihre Besitzer zurückgegeben, sondern der karitativen Kleidersammlung zugeführt. In diesem Punkt hätte man das Profil der Kunstaktion vielleicht ein wenig schärfen können. Mit der Projektion der Wäschetrommel auf die Kirchenfassade wird zurück ins Viertel und zur Kirche verlinkt. Und damit von der soziologischen zur christlichen Interpretation: »Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du«, heißt es im Alten Testament (Levitikus 19,18). Zu den gemeinsamen Grundbedürfnissen zählt das Waschen des Körpers und der Kleidung. In religiösen Reinigungsritualen, im Ritual der Taufe und dem Bekreuzigen mit Weihwasser sind diese Bedürfnisse aufgenommen. Es bleibt der Eindruck, dass sich bei der Aktion zu viele Bedeutungsebenen vermischen, dass sich Wäsche, Waschen und Wasser mit all ihren profanen, soziologischen und christlichen Konnotationen wie in der Wäschetrommel verwirbeln. In der Aussage präziser, ungleich eindrücklicher und ästhetisch überzeugender ist die Videoarbeit »Waschende Hände«, die an beiden Ausstellungsorten gezeigt wird: Im Großformat und in Zeitlupe sind die Hände zweier verschiedener Menschen zu sehen, die sich gegenseitig waschen. Beim Anblick dieses ungewohnten Vorgangs entstehen zum einen skulptural eindrucksvolle Bilder, zum anderen vermittelt sich hiermit eine Zugewandtheit und Intimität, die einen nicht unberührt lässt: Bilder, die den Sprüchen »Eine Hand wäscht die andere« oder »Liebe deinen Nächsten« eine ganz neue Bedeutung geben. Die Besucher haben die Möglichkeit, dies an einer großen Waschstation selbst zu erfahren und damit Teil der Videoarbeit zu werden.

HELMUT STURM

DIE GRUPPE ALS STÖRFaktor

Galerie van de Loo Projekte | Gabelsbergerstr. 19 | bis **21. Okt.** | Mi bis Fr 11–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr | **13. Okt.**, 19 Uhr: Vortrag von Giacompo Galimberti zu den Détournements (Zweckentfremdungen) der Gruppe SPUR zwischen 1959 und 1961

Die Künstlergruppen SPUR (1957–65), GEFLECHT (1965–68) und das Kollektiv Herzogstraße (1975–82) haben Münchner Kunstgeschichte geschrieben und in enger Verbindung mit der europäisch ausgerichteten SITUATIONISTISCHEN INTERNATIONALE (1957–72) die künstlerische Aufbruchsstimmung im Nachkriegsdeutschland mitgetragen. Zu ihren Protagonisten zählen der Künstler Helmut Sturm (1932–2008), Mitbegründer der genannten Gruppen und Mitglied der Situationisten, sowie Otto van de Loo (1924–2015), der

mit seiner ebenfalls im Jahr 1957 gegründeten Galerie das künstlerische Geschehen maßgeblich unterstützte. Das Zusammenkommen dieser Jubiläen bot Galeristin Marie-José van de Loo Anlass zu einer kleinen Ausstellung über das Wirken ihres Künstlers Helmut Sturm, der 1970 an der Gründung des Kinderforums van de Loo beteiligt war. Zu sehen ist ein Querschnitt aus seinem künstlerischen Schaffen im Kontext der jeweiligen Künstlerkollektive. Zusammen mit Heimrad Prem, HP Zimmer und Lothar Fischer hatte Helmut Sturm 1957 die Gruppe SPUR gegründet, um dem konventionell gewordenen Nachkriegsstil des Informel etwas Neues entgegenzusetzen. Als treibende Kraft der Gruppe war Sturm wesentlich an der Schaffung einer Neuen Figuration beteiligt. Daraus entwickelte er später seine dynamische, teilweise abstrakte Formensprache, die in die Anti-Objekte der Gruppe GEFLECHT einfluss. Er nahm Einflüsse der Art brut in seinen malerischen Stil auf, um in den 80er Jahren – Sturm war Gastprofessor an der Berliner HdK, dann Lehrstuhlinhaber an der Münchner Kunstakademie – das Figurative wieder aufzugeben und zu einem vehementen Duktus zurückzukehren.

Der unmittelbare Vergleich der wenigen Originale in der Ausstellung zeigt, wie sich die künstlerische Handschrift von einer Malerei wie »Die Entdeckung der Milchstraße« von 1960 bis hin zu seinen späteren Werken aus den 80er und 90er Jahren entwickelt hat: Wäh-



Helmut Sturm: »Die Entdeckung der Milchstraße« 1960 | Öl auf Leinwand, 140 x 150 cm | © Erbgemeinschaft Helmut Sturm/Galerie van de Loo

rend sich die frühe Arbeit durch einen zeichnerischen, formumschreibenden Duktus der Linien und eine zurückhaltende, lichtdurchflutete Transparenz der Flächen auszeichnet, springen einen die Malereien der späteren Jahre in ihrer expressiven Wucht nahezu an. Auch wenn die verdichtete Linearität der frühen Arbeiten dort noch fortschreitet, sind die malerischen Gesten und Flächen mit breiterem Pinsel deutlich eruptiver auf die Leinwand aufgetragen, die pastellige Lichtmalerei der »Milchstraße« von stark kontrastierenden Hell- und Dunkelönen abgelöst. Die spielerische und dynamische Auseinandersetzung mit Fläche und Form und die ungebremste Lust an der Farbe sind für Sturms abstraktes Spätwerk kennzeichnend.

Begleitet werden die Bilder von etlichen Fotodokumenten, Filmen und Zeitschriften, die das damalige Geschehen illustrieren und dokumentieren, die Zusammenkünfte und Ausstellungen der Gruppenmitglieder, ihre Korrespondenz, ihre Manifeste und Aktivitäten. Den Bezug in die heutige Zeit unternimmt der Hamburger Künstler Felix Boekamp (*1977) mit einer archivbezogenen Installation. Für Zeitzeugen und Kenner der künstlerischen Bewegungen sowie Wegbegleiter und Münchner Künstlerinnen und Künstler, die zwischen 1985 und 1998 bei Helmut Sturm an der Münchner Kunstakademie studiert haben, dürften die ausgestellten Materialien einen interessanten Fundus bilden und ein Schlaglicht auf die Epoche werfen: Die Verflechtungen der einzelnen Gruppen mit ihren linkspolitischen revolutionären Anliegen, die Kunst und die Welt zu verändern, ihre internen

Beziehungen, Kämpfe und Auseinandersetzungen sowie die Entwicklung der künstlerischen Ausdrucksformen sind ein weites Feld.

Helmut Sturm bewegte sich immer im Spannungsfeld von Gruppendynamik und Individualität. Die »Gruppe als Störfaktor« so der Untertitel der Ausstellung, war Motor seines künstlerischen Lebens und vermittelte ihm bis zuletzt seine kreativen Impulse.

MARTIN WÖHRL

CUM CUM

Tanja Pol Galerie | Ludwigstr. 7 | bis **27. Okt.** | Di bis Fr 11–18, Sa 12–15 Uhr

Das Déjà-vu ist beabsichtigt. Kaum steht man im Galerieraum von Tanja Pol zwischen den skulpturalen Arbeiten des Münchner Künstlers Martin Wöhr (*1974), schon drängen sich die Assoziationen auf: Wo habe ich dieses Objekt schon mal gesehen? An was erinnert mich dieses Muster? Woher stammt dieses Material? Seltsam vertraut kommen einem die bildhauerischen Objekte und Reliefs mit ihrer geometrischen Formensprache vor, immer wieder poppen bei der Betrachtung Ikonen der Kunstgeschichte auf, Werke der konkreten Abstraktion, der Minimal Art und des modernen Designs, nur dass alles hier nur mit einfachen Materialien ausgeführt ist, ein wenig abgeschabbel und brüchig wirkt. Diese Ambivalenz macht die künstlerische Position und Qualität der Werke Martin Wöhrls aus.

Seit vielen Jahren verfolgt der Künstler eine künstlerische Praxis, in der er sein Interesse an traditionellen bildhauerischen Kriterien wie Form, Volumen und Raum mit der Ausführung in schlichten Baumaterialien verbindet: Im Wesentlichen sind das Fundstücke wie Furnierholz, Kacheln oder Eisenstangen sowie Beton und Metall, die neu geformt werden und inhaltlich auf bekannte Kontexte verweisen. Die Palette an Motiven ist breit gefächert: Es werden Alltagsgegenstände aus Sperrholz nachgebildet, wie Biergläser und Gitarren, überdimensionierte Strohhengel aus alten Eisenstäben gefertigt, wie sie im Frühjahr in der Katholischen Akademie gezeigt wurden. Es gibt Architekturzitate wie die riesige Rosette in gotischem Maßwerk aus alten Türblättern, die 2011 am Neuen Museum Nürnberg für Aufmerksamkeit sorgte, oder Ornamente, Logos und Schriftzüge in Sperrmüllqualität. Für die aktuelle Ausstellung »Cum Cum« – ironisch benannt nach einem Steuertrick mit Aktien – eignete sich Martin Wöhr Kunst- und Designgeschichte an. Franz von Stuck, Alexander Calder, Frank Stella sind seine Bezugsgrößen ebenso wie Design à la Eiermann und Missoni. Des Weiteren finden sich auch ganz persönliche, oft humorvolle Referenzen wie Südtiroler Hausfassaden, italienische Pavese-Raststätten oder österreichische Vermessungsschilder. Aus diesem Fundus kreiert Martin Wöhr skulpturale Objekte von schroffer Schönheit und Poesie, die sich aus der Ambivalenz von Inhalt und Material speisen. ||



Blick in die Ausstellung »Cum Cum« von Martin Wöhr, 2017 | © Tanja Pol Galerie

Anzeige

M

PLATEAU münchen

Galerien im Kulturherbst 2017

27. – 28. Oktober 2017

www.plateau-muenchen.de

INITIATIVE MÜNCHNER GALERIEN ZEITGENÖSSISCHER KUNST

Unser Programm wird gefördert von der

In Zusammenarbeit mit:

Medienpartner:

CHRISTIANE PFAU

»Diese Frau ist eine Irre.« Das war der erste Gedanke, den der Glaziologenpapst Ludwig Braun von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hatte, als Serafine Lindemann vor zehn Jahren bei ihm auftauchte und ihm ein Kunstprojekt vorschlug, das sie mit ihm gemeinsam realisieren wollte. Man sollte einen Gletscher anrufen und ihm beim Schmelzen zuhören – was für ein Wahnsinn sollte das denn sein? Ludwig Braun schmunzelt heute noch, wenn er sich an die erste Begegnung mit der Münchner Kuratorin erinnert. »Gott sei Dank saß mein jüngerer Mitarbeiter mit im Zimmer, der diskret dieses merkwürdige Gespräch belauschte«, erinnert sich Braun. »Der Kollege meinte, als der Besuch wieder weg war: Klingt seltsam, aber ich kann mir vorstellen, dass das klappen könnte.« Und so fing Ludwig Braun an, sich Gedanken über das Projekt zu machen, das der Künstler Kalle Laar sich ausgedacht hatte und das zusammen mit der damals noch existierenden Pilotprojektteilung von Vodafone umgesetzt werden sollte. Tatsächlich kamen



Dem Gletscher beim Sterben lauschen

links: Ludwig Braun zeigt an der Mess-Stange: Als die Stange installiert wurde, ragten nur die oberen 20 Zentimeter aus dem Eis | © Martin Richartz

Unten links: Kalle Laar und Serafine Lindemann

Unten rechts: Mit dieser Visitenkarte ist Kalle Laar seit zehn Jahren als Gletscher-Sprachrohr unterwegs | © Kalle Laar (2)



Kalle Laars Kunstprojekt »Calling the Glacier« vermittelt seit 2007 per Telefon die Eisschmelze im Ötztal.



einige schräge Figuren zusammen, die alle über besondere Fähigkeiten verfügten, die sie in einen gemeinsamen Topf warfen: Die Ingenieure von Vodafone ihr technisches Know-how, die Glaziologen der Bayerischen Akademie ihr Wissen um den Vernagtferner im Ötztal, wo die Telefonie eingerichtet werden sollte, ein Münchner Künstler, der sich auf alles, was man hören kann, spezialisiert hat, und seine Kuratorin, die sich seit Jahrzehnten dem »Wertewandel Wasser« widmet. Was dabei herauskam, ist eine einzigartige Installation: Unter dem Gletscherabfluss an der Pegelstation auf 2600 Metern, wo die Wissenschaftler das Verhalten des Vernagtferner-Gletschers messen, wurde eine Telefonanlage angebracht. Wählt man eine bestimmte Telefonnummer – nachdem Vodafone seine Pilotprojektteilung auflöste, sprang die ERBE Raiffeisenbank Sölden ein, und seitdem beginnt die Nummer mit der österreichischen Vorwahl –, lauscht man nach einer kurzen sonoren Begrüßung durch Kalle Laar dem Rauschen des Gletscherabflusses. Mal lauter, mal leiser, je nachdem, wie viel Wasser pro Sekunde ins Tal stürzt. Seit 2007 haben mehr als 60 000 Menschen den Gletscher angerufen und ihm beim Sterben zugehört. Das ist makaber, gleichzeitig auch höchst bewegend.

Juli 2017: Jubiläumswanderung auf den Vernagtferner

In diesem Sommer machte sich eine Gruppe von Künstlern, Wissenschaftlern und anderen Interessierten auf, das zehnjährige Jubiläum des Telefonkunstwerks zu begehen. Die Wanderung über den Vernagtferner-Gletscher stand im Mittelpunkt des Wochenendes. Und was man da erlebte, war ebenso erschütternd wie verwirrend. Schaute vor zehn Jahren nur ein Messlattenstück von etwa 20 Zentimetern Länge aus dem Eis, waren es jetzt fast drei Meter. Das ist die Eishöhe, die der Gletscher verloren hat. Wer heute auf den Gletscher geht, steht auf seinem Boden. Darunter plätschert es munter unter einer glasklaren Eisdecke, und

an vielen Stellen sieht man den braunen Fels unter den Eisspalten, die inzwischen nur noch Rillen sind. Das kann einem vorkommen wie Leichenfledderei – bei diesem unappetitlichen Gedanken ertappt man sich, unsicher über Wasserläufe, dünnes Eis und matschige Schneefelder balancierend. Die Sonne scheint, und auf knapp 3000 Metern herrscht eine angenehme Temperatur von fast zehn Grad. Der Kilometer von einer Gletscherseite zur anderen ist lang, und am Ende erreichen wir eine eingestürzte Eiskathedrale, wie Ludwig Braun das blau schillernde Eisgebilde nennt. »Das war im Winter noch ein Berg auf dem Gletscher, und inzwischen ist er zusammengesackt«, erklärt er. Man kann jetzt ins Innere des Gletschers hineingehen, wenn man trittsicher ist. Zartbesaitete weigern sich, dem Vernagtferner auch noch in die Eingeweide zu starren. Wie pervers ist dieser Spaziergang, mag sich der ein oder andere Expeditionsteilnehmer gedacht haben. Die Eindrücke sind enorm: Beim Abstieg über das Geröllfeld unterhalb des Gletschers macht uns Ludwig Braun auf die Pflanze aufmerksam, die sich nach zwei bis drei eisfreien Jahren als Erste einen Weg durch den Fels bahnt. Es ist der Steinbrech, eine kleine Insel aus zartgrünen Blättern und vanillefarbenen Blüten. Wir stehen andächtig vor dieser kleinen Pflanze und suchen nach Orientierung: Ist es denn tatsächlich so schlimm, dass Gletscher schmelzen, wenn dafür Platz frei wird für Pflanzen und Leben? Besteht die Möglichkeit, dass in ein paar hundert Jahren hier oben wieder Palmen stehen? Irrsinnige Szenarien machen die Runde.

Dreifache Wassermenge

Ein paar Stunden später werden wir auf der Vernagthütte des Alpenvereins Zeugen eines schweren Gewitters: Der Blitz schlägt in die Hütte ein, der Strom fällt aus, Abrechnungen können nur im Licht der Handytaschenlampen beglichen werden. Notunterkünfte werden eingerichtet, Kontaktlinsenreinigungen improvisiert. Wir können die 100 Meter zur

Pegelstation nicht mehr absteigen, dafür ist es zu dunkel und zu rutschig. Innerhalb weniger Minuten ist das gesamte Gelände weiß – bedeckt von daumnagelgroßen Hagelkörnern. Mitten in der Film- und Fotopräsentation der Geschichte von »Calling the Glacier«, die vom Vernagtferner über Island bis zur Biennale in Venedig, zur Ars Electronica in Linz und Stationen in Spanien reicht, informiert Ludwig Braun die Anwesenden, dass die Abflussmenge von den nachmittäglichen fünf Kubikmetern pro Sekunde jetzt wohl bei 15 Kubikmetern liegt – geschuldet dem Regen, der den Gletscher zusätzlich auswäscht. Wieder taucht die Frage auf, was die Gletscherschmelze bedeutet. Ludwig Braun wird nicht müde zu erklären: Hier oben zunächst nichts Lebensbedrohendes. Auf Eiszeiten folgen Eiszeiten, wenn man in größeren Zusammenhän-

gen denkt. Gravierender ist es allerdings für andere Gegenden, deren Trinkwasserversorgung von den Gletschern abhängt. Oder für Inseln, die als Lebensraum verloren gehen, weil der Meeresspiegel ansteigt. Eiszeiten und Schmelzphasen gab es immer, aber so menschengemacht sind sie erst seit der Industrialisierung. »Den Klimawandel kann man nicht leugnen und seine Folgen auch nicht«, sagt Braun. »Aufhalten lässt sich diese Entwicklung nur, wenn die Industriestaaten ihre Emissionen in den Griff bekommen.« Nach uns die Sintflut? Oder nach uns: der Steinbrech? Eine einfache Antwort lässt sich nicht erzwingen. Stattdessen fühlt man sich wie ein Nagetier, das mehrere Eiszeiten lang einer Nuss hinterherjagt. Wirklich lustig ist das aber nicht. Wer sich vergewissern möchte, dass der Gletscher noch atmet, wählt 0043 5254 30089. ||

Anzeige

WILLST DU ...

— eine besondere Auszeit in den Pinzgauer Bergen?

— exklusives Ambiente an der Skipiste der Wildkogel Arena inmitten der Rehen-Tauern.

Einfach ankommen. Eintreten. Schuhe ausziehen. Barfuß über den Holzboden laufen. Durchatmen. Lebensgefühl spüren. Und die herrliche Aussicht genießen.

Der Geist der Pinzgauer Berghütte ist neu definiert.

* Ideal für Familien bzw. bis zu 12 Personen

BIS BALDI

AUF DA LEITN 8

www.aufdaleitn8.at

Den eigenen Körper zu erforschen, das lehrt, empfänglich zu werden und verantwortlich zu sein. Ein Workshop und eine Fortbildung vermitteln elementare Bewegungsformen.



Veronica Fischer | Jennifer Bury
© Franz Kimmel (2)

KATJA SCHNEIDER

Es begann für mich Mitte der 1980er Jahre im Hasting Studio, das damals noch in atemberaubender Lage am Englischen Garten residierte. Über ein halbes Jahrhundert lang war die Schule im Obergeschoss der Universitätsreitschule untergebracht – eine Institution, auch für mich: als Kind, als Studentin, auch später noch. Einmal stand Jennifer Bury vor uns, US-Amerikanerin, groß, schlank, braune Locken, lachte und legte »Walk like an Egyptian« von den Bangles auf. Und los ging es mit einer Halbprofilpose, die so bestimmt auf keinem Basrelief zu sehen war. Ein Spaß, ein Ausprobieren. Jennifer Bury mittendrin.

Mehr oder weniger genau 30 Jahre liegt dieser Abend im Studio zurück. Ich erinnere mich wohl daran, weil ich praktisch erlebte, was ich theoretisch wusste: das Prinzip der

Niemand bewegt sich allein

kinästhetischen Resonanz. Dass sie sich so mühelos und unmittelbar erfahren ließ, war Jennifer Bury zu verdanken. Humorvoll, selbstironisch, spielerisch, sie machte es leicht, zusammen zu tanzen, zusammen zu lernen. Niemand bewegt sich allein, auch wenn er für sich bleibt.

In diesem ganz normalen Training der Tänzerin und Choreographin, die einen Abschluss der New York University's Tisch School for the

Arts hatte und während ihrer Münchner Zeit bei Mucha Purucker tanzte, blitzte eine Qualität auf, die mich faszinierte, die ich aber nicht beschreiben konnte; wahrscheinlich war sie mir damals gar nicht bewusst.

Verbindungen erarbeiten

Heute ist Jennifer Bury Bewegungstherapeutin mit eigener Praxis in San Francisco, Gestalttherapeutin, eine Spezialistin in Tanzmedizin, Trainerin für Pilates und manches andere, außerdem darf sie sich in Aikido einen schwarzen Gürtel umlegen. Auf meine Frage, was sie denn mit diesem großen Portfolio an Techniken, Praxen, Zertifikaten – von Bartheleff Fundamentals über myofasziale Massage bis zu Yoga – nun eigentlich unterrichte, antwortete sie: »Empfänglich und verantwortlich für die Welt um sich zu sein. Ich bewege mich durch die Welt, so, wie sich die Welt durch mich bewegt. Es geht darum, an Verbindungen zu arbeiten, den Kontakt zum Selbst und zur Umwelt zu verstärken oder wieder herzustellen. Denn wenn man sein Bewegungsrepertoire erweitert, erweitert man auch seine emotionalen Fähigkeiten und darum die Fähigkeit, sich mit anderen zu verbinden.«

Regelmäßig kehrt Jennifer Bury für Workshops in der Tanztendenz nach München zurück. Sie gibt Kurse zum theoretischen, praktischen und interaktiven Lernen nonverbaler Kommunikation. Wie verbinden wir uns mit anderen, auf welche Weise mit unserer Umwelt, was ermöglichen uns solche Kontakte und Begegnungen? Mikroforschungen mit großen Konsequenzen für die Makroebene. Je heterogener die Gruppe, desto interessanter: »Die Tänzer sind die Bewegungsexperten, aber die Nicht-Tänzer, und ich liebe solche Kombinationen, lehren die Tänzer, was diese sich abtrainiert haben. Die Nicht-Tänzer profitieren vom Expertenwissen der Tänzer. Das ist immer gegenseitiges Lernen. Arbeitet man mit homogenen Gruppen, bleibt jeder meist auf demselben Level.«

Lösen und Neuordnen

Auch in diesem Herbst besucht Jennifer Bury München, bevor sie zum Unterricht nach Paris weiterreist. Im Workshop »Meeting in Motion: Connecting through difference« geht es um »reaching, grasping, pushing, and pulling«, also um vier primäre, für unser weiteres gestisches Verhalten im Leben zentrale Bewegungsformen, die spielerisch erforscht und in ihren Kontaktmöglichkeiten erprobt werden.

Möglichkeiten generieren, Potentiale erkennen, Kommunikation vertiefen, das interessiert auch Veronica Fischer. Die Münchner Tänzerin (früher unter anderem auch in Micha Puruckers Dance Energy), Körpertherapeutin, Feldenkrais-Practitioner und Yoga-Lehrerin entwickelte eine eigene Methode der somatischen Körperarbeit. »BeWEGen«, wie das Programm heißt, ermöglicht es, den Körper durch langsames und sorgfältiges Erspüren in seiner Funktionsweise zu erfahren: »Das bewirkt auf der einen Seite ein Lösen und Befreien von verdichteten Körperschichten oder ungünstigen Bewegungsmustern und auf der anderen Seite ein Neuordnen und Weiterentwickeln der in uns angelegten Möglichkeiten«, erklärt Veronica Fischer ihre Methode. Dabei greift sie zurück auf die Bewegungslektionen der Feldenkrais-Methode und auf Körperhaltungen aus dem Yoga. »So kommen zwei Dinge zueinander: das sensible Spüren und Entdecken, und die genaue anatomische Ausrichtung in einer vertikalen Achse.« Mitmachen kann jeder, jung wie alt, der bereit ist, sich bewusst im Körper zu spüren. »Also nicht zu »turnen«, mechanisch Bewegungen zu wiederholen.«

Der hervorgehobene WEG in »beWEGen« bezieht sich auf die Ursprünge der menschlichen Bewegungsentwicklung, vom Pulsieren und Schwingen über den »Fischkörper« und das Kriechen und Krabbeln bis zum aufrechten Gang. Ziel ist es, sich im eigenen Körper zu verankern, »als Basis für eine wache Präsenz und Selbstverantwortung«.

Erstmals bietet Veronica Fischer diese somatische Körperarbeit auch als Fortbildung in sechs dreitägigen Modulen an. Die im Januar 2018 startende Reihe wendet sich insbesondere an körperorientiert arbeitende Pädagogen, Therapeuten, Sportlehrer, Yoga-Lehrer und Tänzer. Einen Einblick gibt Fischer an Orientierungstagen im Oktober und November. »beWEGen«, sagt sie, ist etwas für »Menschen, die Geduld haben für eine langsame, tiefe Körperarbeit, die anleitet zum Selbsterforschen«. Mit dabei als Gastdozentinnen sind die Münchner Tanzmedizinerin Liane Simmel und – Jennifer Bury. ||

JENNIFER BURY: WORKSHOP »MEETING IN MOTION«

Tanztendenz München | Lindwurmstr. 88
17.-19. November | Anmeldung unter:
www.jenniferbury.com/upcomingworkshops

VERONICA FISCHER: FORTBILDUNG »BEWEGEN. SOMATISCHE KÖRPERARBEIT«

Orientierungstage am **14./15. Oktober** in der **Tanztendenz** und am **26. November** im **Haus Maria Thalkirchen**, Maria-Einsiedel-Str. 14
Die Fortbildung beginnt am 5. Januar
Termine und Informationen: Veronica Fischer,
089 6426345, info@veronicafischer.de,
www.veronicafischer.de

PASINGER FABRIK

NEULICH IM MOMENTELAND

BEGEGNUNGEN ÜBER DIE BAYERISCH-BÖHMISCHE GRENZE

19.10. - 26.11.2017

AUSSTELLUNGSPROJEKT MIT UMFANGREICHEM RAHMENPROGRAMM
VERNISSAGE: Do. 19.10.17, 19 Uhr / Sie sind herzlich eingeladen!
Di. - So. 16 - 20 Uhr / Galerie 1-3 / Eintritt: 4,- € / Ermäßigt: 2,- €

Austellungs-Kooperationsprojekt der Pasinger Fabrik GmbH, des Tschechischen Zentrums Münchens, des Haus des Deutschen Ostens, St. Anna-Kapelle Passau (Juni 2018) und des Regionalmuseums Krumau, Regionální Muzeum v Českém Krumlově (März 2019)
Gefördert durch den Deutsch-Tschechischen Zukunftsfond

PASINGER FABRIK GmbH
Direkt am S-Bahnhof Pasing
www.pasinger-fabrik.com

Kasse und Reservierung:
Di. bis So. 17.30 - 20.30 Uhr
Tel: 089 / 829 290-79

Gefördert durch:
Landeshauptstadt München
Kulturreferat

Münchens
Bar-Ikone
Charles Schumann
ist nun auch
Protagonist einer
Kinodokumentation
über ... Bars,
was sonst?



Charles Schumann
© Niv Abootalebijpg

Der Arbeitsalkoholiker

THOMAS LASSONCZYK

Charles Schumann ist im Stress, denn heute, es ist ein Donnerstag, ist einer der umsatzstärksten Tage der Woche in seiner gleichnamigen Bar am Odeonsplatz. Deshalb hat er eigentlich überhaupt keine Zeit für ein Interview, zumal der wohl weltberühmteste Barman erst im vergangenen September einen wahren Gesprächsmarathon hinter sich bringen musste. Erst zum 75. Geburtstag, den er am 15.9. beging, dann zur Dokumentation »Charles Schumann – Von Kirchenthumbach in die Welt«, die ein paar Tage später im BR ausgestrahlt wurde. Und jetzt zum Kinofilm »Schumanns Bargesprache«. Eine echte Qual für jemanden, der definitiv ein Mann der Tat und nicht der großen Worte ist. Dennoch bittet der geschäftige Gastronom freundlich-distanziert an einen der vielen leeren Tische seines Etablissements. Es ist erst elf Uhr, also noch keine Lunch Time. Dann lässt er uns einen Espresso bringen und ... verblüfft gleich mit seiner ersten Aussage: »Mit dem Film, das war so eine Geschichte, die ich jetzt nicht unbedingt machen wollte, also ich habe mich da nicht angebiedert.« Dabei müsste ihm das Prinzip von »Schumanns Bargesprache« eigentlich sehr entgegen kommen: Ein Mann reist um die Welt, besucht die berühmtesten Bars des Planeten und plaudert mit deren Besitzern und Personal, er nimmt dabei also mehr die Rolle des Zuhörers und Betrachters ein, für jemanden, der nicht gerne über sich redet, doch ideal: »Ja, das war wunderbar. Aber man muss natürlich auch Zeit dafür haben. Und wenn man immer unter Zeitdruck ist, dann wird es ein bisschen schwierig.« Neben New York, Paris und Tokio macht der Film auch in Havanna Station, in der Bar El Floridita, wo einst Ernest Hemingway regelmäßig seinen Daiquiri trank. Doch auch dort wollte Charles Schumann gar nicht hin: »Das war der absolute Wunsch der Regisseurin Marieke Schroeder, sie wollte dort unbedingt drehen. Für mich war Havanna sehr enttäuschend. Es wurde von den Touristen kaputt gemacht. Und Kuba ist ein richtig armes Land, wirklich deprimierend.«

1982 hat Charles Schumann »Schumann's American Bar«, damals noch in der Maximilianstraße, eröffnet. Recht schnell avancierte sie zur Institution, und heute, 35 Jahre später, genießt sie immer noch Weltruf: »Das glauben Sie jetzt vielleicht nicht,« fügt der gebürtige Oberpfälzer in seiner trockenen, direkten Art an, »für mich war es nie wichtig, berühmt zu sein. Aber es trägt natürlich dazu bei, dass eine Bar besser und sehr lange läuft. Dass wir ganz oben mitspielen, hat jedoch damit zu tun, dass wir hier Tag für Tag herkommen und unsere Arbeit machen, und sonst mit nichts anderem.« Apropos Arbeit. Auf wen würde der Begriff des Workaholic besser passen als auf Charles Schumann? Wobei hier die Betonung definitiv auf dem ersten Wortteil liegt. Denn der »Arbeitsalkoholiker« konnte über die

Jahre stets den hochprozentigen Verlockungen, die sich hinter dem Tresen Flasche an Flasche offenbarten, weitergehend widerstehen, wurde nie sein bester Gast. Sonst würde er heute mit seinen 75 Lenzen nicht so dastehen – »in good shape« wie der Amerikaner sagen würde. Das kommt nicht von ungefähr. Schumann boxt: »Das habe ich immer getan,

um fit zu bleiben. Aber professionell wollte ich das nie machen. Ich will ja den Leuten nicht in die Fresse hauen, oder selbst dumm geschlagen werden. Aber ich liebe das Boxen, das baut mich auf.« Charles Schumann ist auch für seine Arbeit als Model bekannt, insbesondere als Gesicht von Baldessarini, und er hat mit dem Buch »American Bar« ein Stan-

dardwerk der Cocktail-Literatur, das sich mehrere 100 000 Mal verkauft hat, geschrieben. Diese Dinge werden in »Schumanns Bargesprache« ebenfalls kurz thematisiert, über den Meister selbst erfährt man relativ wenig. Dafür darf Axel Milbergs samtweiche Erzählstimme Weisheiten wie »It's never too early for a cocktail« zum Besten geben, wird über die Entstehungsgeschichte des Longdrinks, die bis ins frühe 19. Jahrhundert zurückgeht, räsoniert, und natürlich werden jede Menge Cocktails wie etwa der Serendipity (Minze, Calvados, Apfelsaft, Champagner, Eis) von Colin Field von der Pariser Bar Hemingway vor laufender Kamera virtuos gemixt. Und Schumann kann seine unbändige Neugierde befriedigen, stellt Fragen, probiert und fachsimpelt mit den besten Barkeepern der Welt. Er selbst gilt ja als Erfinder des Swimming Pool (Wodka, Rum, Ananassaft, Cream of Coconut, Blue Curacao, Shane, Crushed Ice), aber sonderlich stolz ist er darauf nicht: »Das war damals ein Trend-Drink, da reden die Leute immer noch davon, warum, weiß ich nicht. Der hat damals in die Zeit gepasst, so wie Hugo oder Aperol Sprizz eben auch ein Trend der Zeit sind.« Bevor sich Charles Schumann wieder seiner wohlverdienten Arbeit widmen darf, sei eine letzte Frage erlaubt: Wo findet man derzeit die besten Bars? »Also Tokio ist so etwas wie eine Heimatstadt für mich geworden, die wollen wir mal außen vor lassen. Aber Berlin sollte man nicht unterschätzen. Was die deutsche Barkultur betrifft, ist Berlin wirklich ein wichtiger Ort geworden.« ||

SCHUMANN'S BARGESPRÄCHE

Dokumentarfilm | Deutschland 2017
Regie: Marieke Schroeder
Mit: Charles Schumann | 103 Minuten
Kinostart: **12. Oktober**

Mein

GÄRTNER
PLATZ
THEATER

ERÖFFNUNGSPREMIERE

DIE
LUSTIGE
WITWE

OPERETTE VON FRANZ LEHÁR

AB 19. OKTOBER 2017

KARTEN 089 2185 1960
www.gaertnerplatztheater.de

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

GEMEINWOHL
ÖKONOMIE Ein Wirtschaftsmodell
mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
Telefon 08157/99759-0
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de



links oben: Richard Renaldi: »Sonia, Zach, Raekwon and Antonio« | FL, 2011 | aus der Serie »Touching Strangers«
rechts: »Claudio and David« | NY, 2011 | aus der Serie »Touching Strangers«
links unten: »Nathan and Robyn, Provincetown« | MA, 2012 | aus der Serie »Touching Strangers«
© Richard Renaldi (3)

Richard Renaldi Touching Strangers

Seit 2007 arbeitet Richard Renaldi (geboren 1968 in den USA) an seiner Fotoserie »Touching Strangers«. Das kann vieles bedeuten: Fremde, die sich berühren. Fremde, die den Betrachter anrühren. Fremde, die man selbst berührt. Renaldis Annäherung an die Menschen, die er porträtiert, ist außergewöhnlich: Die Personen auf den Bildern sind sich gegenseitig ebenso fremd wie dem Fotografen. Seine Protagonisten entdeckt er im Alltag, auf der Straße, im Supermarkt. Er kreierte Paare und Gruppen und lädt sie ein, gemeinsam so zu posieren, wie sie es normalerweise nur mit engen Vertrauten tun würden. Er schafft flüchtige Beziehungen allein für seine Großformat-8x10-Inch-Kamera. Diese Begegnungen dauern oft nur so lange, wie der Verschluss benötigt, um die Aufnahme zu machen. Die daraus resultierenden Bilder haben dagegen

eine eigenartige Nachhaltigkeit: Sie fordern den Betrachter dazu auf, sich zu positionieren, und fragen nach den Möglichkeiten von positiven menschlichen Verbindungen in einer Gesellschaft, deren Vielfalt zunehmend auf dem Prüfstand steht.

Individualität und Kollektiv, Privatheit und Öffentlichkeit: Zwischen diesen Eckpfeilern bewegen sich Renaldi und 16 weitere Fotografen der diesjährigen Fotodoks. Den Blick auf ein jeweils anderes Partnerland und Festivalthema gerichtet, versteht sich Fotodoks als biennales Forum, das die dokumentarische und sozialkritische Kraft der Fotografie in den Vordergrund stellt. Organisiert von Fotografen für Fotografen, ungebunden an Reglements der Printmedien und des Kunstbetriebs, hat sich Fotodoks seit 2008 als größtes Festival für Dokumentarfotografie im deutschsprachigen Raum etabliert. || cp

ME:WE / FOTODOKS – FESTIVAL FÜR AKTUELLE DOKUMENTARFOTOGRAFIE
GASTLAND: USA

Festival & Rahmenprogramm: **11.–15. Oktober**
Ausstellung **bis 26. November**
Lothringer13 Halle | Lothringer Str. 13
Di bis So 11–20 Uhr | Eintritt frei
www.fotodoks.de

Der Mann in der Schlangenhaut

Nick Cave | © Kobalt Label Services Picturehouse



Nick Cave kommt nach München.
Ein Pflichttermin für Melancholiker
und Alltagsphilosophen.

WOLF KAMPMANN

Kaum zu glauben, aber Nick Cave ist 60 geworden. Dabei hat er doch jahrzehntlang das bockige Kind gegeben, das lieber in der Ecke schmollt, als mit den anderen Fußball zu spielen. So zumindest hat er selbst mal den Anfang seiner Karriere beschrieben. Als Nick Cave 1978 die ersten Songs seiner Band The Boys Next Door veröffentlichte, aus der kurze Zeit später Birthday Party wurde, ahnte noch niemand, dass diese adoleszente trotzige Mischung aus Punk, Gothic und Blues mal auf eines der ergiebigsten Songbücher des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts hinauslaufen würde. Jüngst ist sogar ein Comic über das Leben des Australiers erschienen (Reinhard Kleist: »Nick Cave«, Carlsen Verlag), aber der ist nicht ansatzweise so eindrucksvoll wie die bizarre Buntheit der epischen Bildgeschichten in seinen

Songs. Nick Cave ist eine Schlange. Nicht nur, weil er spindeldürr und unglaublich gelenkig ist, auch nicht, weil seine kleinen Augen stechend und seine Texte bissig sind, sondern vor allem, weil er sich häuten kann. Die Mäander seines Lebens führten ihn, immer auf der Flucht vor sich selbst, von Melbourne über London nach Westberlin, von dort nach Los Angeles und Rio und am Ende wieder zurück nach London. Heute wohnt der Mann in der Schlangenhaut ausgerechnet im beschaulichen Brighton.

Über zwei Dekaden von Drogenproblemen gezeichnet, begann Cave über die Jahrtausendwende mit seiner ersten Häutung. Wo er gerade noch von den letzten Sekunden auf dem elektrischen Stuhl oder einander meuchelnden Liebespaaren gesungen hatte, öffnete er auf dem Album »No More Shall We Part« unversehens die Pforten zum Himmel, ließ Licht in den Garten und Gott ins Haus und schmetterte mit Gospelchören sein Halleluja in die Gemeinde. Mit seiner Langzeitformation Bad Seeds verstieg er sich auf sinnlich poetische Geschichtenlieder, mit dem Quartett Grinderman tanzte er zu diabolischem Lärm einen verbalen Veitstanz. Doch das alte Reptil war sich zu keinem Zeitpunkt selbst genug. Seine Hülle wurde ihm ein ums andere Mal zu klein, die nächste Veränderung ließ nicht lange

auf sich warten. Aus der irdischen Finsternis kommend, griff er nach den Sternen. Auf »Push The Sky Away« verlegte er sich 2013 auf Bewusstseinsströme, deren Assoziationsketten loser Gedankenketten auf abstrakten Drones ins Ungewisse trieben. Vom charismatischen Sänger verwandelte er sich in einen mürrischen Erzähler. Seine Klangpoesie wurde apokalyptisch, sein Farbauftrag variierte zwischen Dunkelrot und Schwarz.

Als hätte er die Katastrophe nahen gefühlt. Tatsächlich kam ein Jahr später einer seiner Söhne bei einem Unfall ums Leben. Auf seiner aktuellen CD »Skeleton Tree« erleben wir das ergreifende Ecce Homo eines gestrauchelten Sehers, der alles verloren zu haben scheint außer seinen Worten. Seine Stimme ist gebrochen, sein Blick getrübt. Eine Katze hat bekanntlich neun Leben. Wie viele Leben eine Schlange hat, wissen wir nicht. Eines ist jedoch sicher. Das wird ganz bestimmt nicht die letzte Häutung Nick Caves gewesen sein. ||

NICK CAVE & THE BAD SEEDS

Zenith | Lilienthalallee 29 | 2. November | 20.00 Uhr
Tickets: 089 5481 8181 | www.nickcave.com



Reinhard Mey | © Jim Rakete

Tröster und Humanist

Reinhard Mey ist wieder
unterwegs und singt
die Lieder des »Carpe diem!«.

JÜRGEN MOISES

Die Themen Tod, Abschied, Vergänglichkeit, sie sind allgegenwärtig auf Reinhard Meys aktuellem Album »Mr. Lee«. Das hat sicher mit dem Alter des beliebten Liedermachers und feinfühligem Songpoeten zu tun, der am 21. Dezember 75 wird. Aber es gibt auch noch einen anderen tragischen Grund dafür, warum sich Reinhard Mey in den letzten Jahren verstärkt damit beschäftigt. Im Mai 2014 ist sein Sohn Maximilian mit 32 Jahren nach einem fünfjährigen Wachkoma verstorben. Ein Schicksal, das keiner so leicht wegsteckt und das erst einmal verarbeitet gehört. Reinhard Mey macht das als Liedermacher musikalisch. Ganz konkret im Song »So lange schon«, in dem er sein »verlorne Kind« besingt, dessen Lachen »für immer in uns weiterklingt«. Und indirekt in Liedern wie »So viele Sommer«, wo es heißt, dass alle guten Dinge enden.

Das zu erkennen, ist das eine. Es anzuerkennen und damit zu leben, das andere. Und genau das kann man von Mey auf seinem 27. Album »Mr. Lee« lernen, das der Liedermacher am 10. und 11. Oktober im Circus Krone vorstellt. Denn statt auf Fatalismus setzt Reinhard Mey auf Carpe diem, wenn er ausruft, dass es endlich »Zeit zu leben« wird. Oder dass »wenn's Wackersteine auf dich regnet«, man »die hellen Augenblicke« und nicht seine Missgeschicke zählen soll. Reinhard Mey, der Tröster. Reinhard Mey, der Humanist, der, indem er unsere Alltagstragödien besingt, diese erträglich macht. In dieser Rolle ist der 1942 in Berlin geborene Musiker, der vor 50 Jahren sein Debütalbum »Ich wollte wie Orpheus singen« veröffentlicht hat, bekannt geworden. Und obwohl eine gewisse Wehmut durch die neuen Lieder weht, bleibt er ihr auch auf »Mr. Lee« treu.

Dass er Trost und Glück vor allem in den kleinen Dingen findet und statt der großen politischen Weltenläufe lieber scheinbare Nichtigkeiten des Alltags beschreibt, das hat nicht immer jedem gefallen. In den politisch aufgeladenen 1970ern wurde er als »Heino fürs dritte Programm« beschimpft und als »nichtssagender Schnurrenerzähler«. Und die »taz« hat ihn noch vor Kurzem einen »Säuselbarden« genannt. Dabei hat Mey durchaus politische und gesellschaftliche Themen angepackt. Nur tat er das nicht in plakativen Parolen, sondern hat stattdessen deren Folgen für die (klein-)bürgerliche Existenz in moralischen Balladen und poetischen Alltagsminiaturen geschildert.

Dass er auch austeilen kann, das zeigt Mey auf »Mr. Lee« in »Heimweh nach Berlin«, wenn er über die Hundehaufen, Partygänger oder Kampftrader in der deutschen Hauptstadt spöttelt. Um dann zu bemerken, dass er, wenn er in Venedig oder an der schönen Donau ist, trotzdem oder genau deswegen sein Berlin vermisst. Ansonsten werden die neuen Lieder oft von Personen aus der Vergangenheit bevölkert: Meys früherem Lateinlehrer »Dr. Brand«, den Stammgästen im »Goldenen Hahn« oder von Oma Däwe und ihrem Kaufladen. Mr. Lee kommt auch vor, den, wie es heißt, jeder »Bettler in Khan Daun Penh« kennt. Für den Hörer dagegen bleibt er, auch das gehört zum Leben, weitgehend ein Rätsel. ||

REINHARD MEY

Circus Krone | 10., 11. Oktober | 20 Uhr
Tickets: www.mey-tickets.de

Anzeige

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Peridot

Rausch der Klänge

Seit 15 Jahren an der Grenze – das Festival Digitalanalog lotet musikalische Schnittstellen aus.

DIRK WAGNER

Nachdem Peter Pichler, Frontmann der No Goods, Gitarrist der Punkformation Condom und Keyboarder in Hans Söllners Band, 2010 auf dem seit 2002 in München verorteten Digitalanalog-Festival sein Trautonium-Trio vorgestellt hatte, jubelte der damals im Publikum anwesende Detroit Technoproduzent Anthony Shake Shakir. »Drei deutsche Musiker spielen auf drei deutschen Vorläufern des Synthesizers solche eigentümliche Musik. Die müssen unbedingt in den USA spielen, da

würden sie sofort ihre Fans finden«, kommentierte er das Konzert auf dem 1930 von Friedrich Trautwein vorgestellten Instrument. Ähnlich wie vielen anderen anwesenden Gästen des audiovisuellen Kunst- und Kulturfestivals im Gasteig ist aber auch ihm dabei entgangen, dass Pichler in solchem popkulturellen Kontext ernste Kompositionen von Paul Hindemith aufführte, die dieser eigens für das Trautonium komponiert hatte. Dabei reizten den Komponisten vor allem solche Klangmöglichkeiten, deren Glissandi, Vibrati, Crescendi und lang anhaltende Töne auf analogen Instrumenten nicht produziert werden können.

Nachzuhören ist dergleichen mittlerweile auch auf einer bei paladino erschienenen CD, auf der Pichler Werke des Komponisten Harald Genzmer fürs Trautonium geradezu wiederbelebt. Das wird deutlich, wenn man Pichlers erfrischend freche Interpretationen den vorbildlichen, aber vergleichsweise muse-



Peter Pichler am Trautonium | © Ralf Dombrowski

alen Vorführungen der Trautonium-Legende Oskar Salas gegenüberstellt. Im Rahmen des diesjährigen Digitalanalog-Festivals am 20. und 21. Oktober im Gasteig, präsentiert Pichler erneut Kompositionen fürs Trautonium, die dieses Mal sogar opulent von einem Streicherensemble begleitet werden. Wie auch die anderen Konzerte auf diesem Festival, die einmal mehr bei freiem Eintritt spannende musikalische Entwicklungen jenseits des Mainstreams aufzeigen, wird auch Pichlers Darbietung von eigens auf sein Programm

abgestimmten Visuals begleitet. Die hier agierenden Visual-Artists gelten nicht als Dienstleister der Musik. Künstlerinnen wie Sicovaja oder Peter Becker, einer der Live-VJs in der Clubkultur, erfahren darum auf Digitalanalog dieselbe Beachtung wie die auf der Bühne agierenden Musiker. ||

DIGITALANALOG FESTIVAL 2017
Gasteig | 20., 21. Oktober | 20.30 Uhr
Eintritt frei | www.digitalanalog.org

Ein weites Feld

Ebersberg gönnt sich zum zweiten Mal das EBE-Jazz Festival, mit schillerndem Programm.

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

»Fabelhaft, ausverkauft, großartig« – mit solchen enthusiastischen Attributen ist das 1. Internationale Festival »EBE-Jazz 15« mit Meistern wie dem Grandseigneur des Jazzbasses Ron Carter

in Erinnerung. Als dann die letzten Töne verklungen waren, war es keine Frage, dass es im Zweijahresturnus eine Neuauflage geben würde. So heißt es nun vom 15. bis 26. Oktober in Ebersberg »Keep Swinging«. Auch bei der diesjährigen Ausgabe mit 27 Events in neun verschiedenen Lokalisationen ist die ganze Stilpalette vertreten, die die Jazzszene ausmacht. Die Eröffnung bestreitet das Landes-Jugendjazzorchester Bayern unter der Leitung von Harald Rüschenbaum mit den Blue-Strangs aus Fürstfeldbruck als Vorband. Ein Pflichttermin für alle, die mit Geige und Bogen zu tun haben und erleben wollen, wie man damit genauso groovy abgehen kann, wie es Bläser, Pianisten, Bassisten und Schlagzeuger schon seit ewigen Zeiten draufhaben. Unter dem Motto »Jazz goes to church« zelebrieren das Peter-Wittrich-Xtett und Choir's Crossing in der Kirchengemeinde Grafing am Eröffnungswochenende eine »Missa in blue«. Die lokale Szene ist bei »EBE-Jazz 17« gut vertreten und präsentiert am 17. Oktober in der Stadthalle Grafing unter dem Titel »Local Jazz: Kaleidoskop« Bands wie

Youngsters Music Club, Jazzperados und die EBE-Jazz-Bigband. Tags darauf lädt Festivalinitiator Martin Zenker gleicherorts zur Jam-session ein. Im Klosterbauhof Ebersberg stellt sich am 19. Oktober der Multiinstrumentalist und Quincy-Jones-Protegé Jacob Collier vor. Im weiteren Verlauf von »EBE-Jazz 17« ist die internationale Szene im Klosterbauhof zu Gast, mit dem Al Foster Quintett und dem italienischen Trompeten-Altmeister Enrico Rava (20. Oktober), dem katalanischen Pianisten Ignazi Terraza (21. Oktober) und der in den USA lebenden italienischen Sängerin Roberta Gambarini (21. Oktober). Am Abschlussabend (26. Oktober) gehört die Bühne mit dem Quintett der Sängerin und Trompeterin Annette Neußer wieder der lokalen Szene. Eine runde Sache. ||

EBE-JAZZ 17
Ebersberg und Grafing – verschiedene Orte
15.–22. Oktober | verschiedene Zeiten
Tickets: 08092 2559 205 | www.ebe-jazz.de

Avantgardisten und Vegetarier

Im Westend wird der Pop durchleuchtet. Und die Reihe »Talk is cheap« feiert ein kleines Jubiläum.

RALF DOMBROWSKI

Sie nähern sich der 30. Keine schlechte Zahl für eine Vortragsreihe, die sich autonom und unabhängig von den üblichen Kulturinstitutionen mit Themen der Populärkultur beschäftigt. »Talk is cheap – Pop und die Sozialwissenschaften« lädt einmal im Monat zum Ortstermin ins iRRland in der Bergmannstraße 8, auf Initiative des Department Of Volxvergnuegen und der Onlinezeitung Friktionen, beides Gewächse aus dem studentischen Umfeld des Westends. Und aus gegebenem Anlass ist die zehnte Runde der Lectures drei Themen gewidmet, die sich im weiteren Sinne mit Popmusik und Politik beschäftigen.

Den Anfang macht das Berlin der späten Achtziger als Soziotop alternativer Lebensmodelle. Matthias Hoffmann stellt in der Lecture 28 am 15. Oktober mit dem Vortrag »Lassie Singers – Konstruktivistischer Postfeminismus als brüchiges Programm« das Bandkollektiv um Christiane Rösinger, Almut Klotz und

(kurzzeitig) Funny van Dannen vor, das sich im Deutschland der Wendejahre anarchisch bissig Genderfragen widmete. Mit Lecture 29 wendet sich Doris Weininger am 12. November mit »Einstürzende Neubauten – Hören mit Schmerzen oder Silence is sexy« einem Monument der deutschen Pop-Avantgarde zu, das bis heute als Vorbild anarchischer Klangbehandlung gilt.

Die Lecture 30 am 10. Dezember schließlich bringt Matthias Hoffmann mit dem Proto-Vegetarier des Britpop Morrissey zusammen und zeichnet mit »The Smiths – Die Neudefinition des Männerbilds im Indierock« den Weg vom Nietenrocker zum Shoegazer nach. Alle Veranstaltungen verstehen sich als Aufforderung zur Auseinandersetzung, und es gibt im Anschluss an die Vorträge bei Kaltgetränken genügend Gelegenheit, sich die Referenten zu schnappen und die Themen im Gespräch weiterzuerörtern. Gemäß dem Motto der Reihe ist der Eintritt frei, auch wenn sich darüber durchaus diskutieren ließe. ||

TALK IS CHEAP – POP UND DIE SOZIALWISSENSCHAFTEN
iRRland | Bergmannstr. 8 | 15. Oktober, 12. November, 10. Dezember | 20 Uhr
Eintritt frei | www.volxvergnuegen.org

Anzeige

danner-preis 2017

Vom 12. Oktober 2017 bis zum 7. Januar 2018 im Museum Villa Stuck München. Ein Wettbewerb der Benno und Therese Danner'schen Kunstgewerbestiftung, Museum Villa Stuck, Prinzregentenstraße 60, 81675 München, Tel. 089 45 55 51 0. Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag/Feiertage 11–18 Uhr, Silvester 11–17 Uhr geöffnet, 24.12.2017 geschlossen. Infos: www.danner-stiftung.de oder www.villastuck.de



VILLA
STUCK

Danner
Stiftung





Christian Gerhaher | © Florian Kalotay || Margarita Gritskova (Cherubino) || Alex Esposito | © Staatsoper (2)

Die Staatsoper startet mit Mozarts »Le Nozze di Figaro« in die Spielzeit. Christoph Loy macht etwas Besonderes daraus.

INGRID LUGHOFFER

Gerade wurde Christof Loy in London beim »International Opera Award« zum besten Opernregisseur gekrönt. Für seine Münchner Produktionen »Saul«, »Roberto Devereux« und »Die Bassariden« kürte ihn die Zeitschrift »Opernwelt« außerdem jeweils zum »Regisseur des Jahres«. Und schon kümmert er sich an der Bayerischen Staatsoper mit Mozarts »Le Nozze di Figaro« um die erste Premiere dieser Spielzeit. Ein gefragter Mann, der sich nun einem bewährten Plot widmet: das 1786 in

Wien uraufgeführte Stück rund um Figaro und Susanna, die vom Grafen begehrt wird. Der Knackpunkt: Das Dienerepaar will heiraten und braucht dazu die gräfliche Zustimmung. »Im Kern geht es um alle Facetten von Liebe, um Menschen, die begehren und von Leidenschaft ergriffen sind. Diese Konstellationen haben mit uns zu tun, wir alle kennen Abhängigkeiten, Täuschung, Enttäuschung oder Rachegefühle«, erläutert Dramaturg Daniel Menne.

Es ist ein Verwirrspiel. Bald verliert der virtuose Meister des Ränkeschmiedens die Fäden, die er anfangs in der Hand hielt, bis er schließlich selbst im Netz der Intrigen hängt. Da stellt sich die Frage: Wie autonom oder wie fremdbestimmt handeln die Figuren? Sind sie am Ende nur Marionetten ihrer Begierden?

Liebe, Ränke und Intrigen

Anders als im Schauspiel von Beaumarchais, das Mozart und sein Librettist Lorenzo da Ponte zum Vorbild nahmen, steht Susanna im Mittelpunkt der Oper. Alex Esposito interpretiert den Titelhelden, Christian Gerhaher den Conte, Olga Kulchynska gibt Figaros Verlobte, die unermüdlich auf der Bühne ist und die Charaktere verbindet.

»In »Le nozze di Figaro« leiden alle«, bringt es Christoph Loy passend zum Saisonmotto »Zeig mir deine Wunde« auf den Punkt. »Das Werk ist eine Opera buffa, und obwohl die komischen Elemente der Intrige, der Maskerade und der Verstellung zum Einsatz kommen, sieht der Regisseur darin keine Komödie«, ergänzt Dramaturg Daniel Menne. »Wir nehmen die Konflikte ernst, aber natürlich kann dabei Komik entstehen.« Federica Lombardi beispielsweise sitzt als Gräfin im goldenen Käfig, die Untreue ihres Mannes quält sie. Nicht durch eiskalte Konfrontation will sie die Liebe wieder anfachen, sondern sie hofft, dass ihr Mann durch die Intrigen seine Fehler einsieht und sich ändert. Der Graf ist kein Schürzenjäger, sondern ein Grübler und tiefschürfender

Intellektueller, verkörpert von Christian Gerhaher. Mit Susanna erlebt er etwas ihm bislang Unbekanntes, was den souveränen Herrscher komplett aus der Fassung bringt.

Loy ist bekennender Fan von Monteverdi, Mozart und Verdi und ihrem Blick auf die Menschen. In engem Austausch mit dem Dirigenten Constantinos Carydis erwächst ein dichtes Gewebe von Musik, Text, Bühne und Inszenierung. Denn die Musik erzählt oft mehr als der Text, eine Fundgrube für einen psychologischen Arbeiter wie Loy. In Ausstattung und Bühnenbild von den 60er Jahren inspiriert, zeigt er eine Welt, in der Hierarchien und Machtmissbrauch eine Rolle spielen, zeitlos und aktuell zugleich wie Liebesnöte und Intrigen. ||

LE NOZZE DI FIGARO

Nationaltheater | 28. Oktober | 18 Uhr
31. Oktober | 17 Uhr | 4., 7., 10. November
19 Uhr | Tickets: 089 21851920
www.staatsoper.de



Das alte Heizkraftwerk Aubing (© Mathis Nitschke), bespielt von Mathis Nitschke | © Astrid Ackermann (2)

Musik aus der Zukunft

Ein Kraftwerk und viele Realitäten – Mathis Nitschke inszeniert sein Opernprojekt MAYA.

ANNA SCHÜRMER

Im Westen Münchens befindet sich eine morbide Kathedrale des Industriezeitalters: Das ehemalige Heizkraftwerk Aubing ist eine gewaltige Ruine von 45 Metern Breite und 25 Metern Höhe, ausgestattet mit prächtigen Fensterwänden und drei riesigen mit Graffiti verzierten Hochöfen – Zeugen der Technopartys in den 1990er Jahren, welche die musikalischen Energien der Anlage zu nutzen wussten. Auch der Architekt Peter Haimler erkannte die Potenziale und plante 2015 den Umbau der Halle zu einem Konzertsaal, während die Münchner Philharmoniker die atmosphärische Anlage als Off-Location ins Auge fassten. Aber erst Mathis Nitschke setzt nun das Vorhaben an vier Oktobertagen zumindest temporär um.

Der Münchner Komponist und Sounddesigner nähert sich dem Raum »minimalinvasiv«, das heißt, er greift möglichst wenig verändernd in die originale Szenerie ein, sondern nutzt das morbid-industrielle Ambiente vielmehr als Kulisse seiner Mixed-Reality-Techno-Oper »MAYA«: »In der Mitte der Haupthalle sehen Sie die Überreste dreier gigantischer Maschinen (die graffitiverzierten Hochöfen) aus dem 3. Jahrtausend nach Christi. Unsere Vorfahren nutzten sie zum Speichern ihres Bewusstseins, das ihnen nach dem Tod die Erlösung im digitalen Paradies bescherte. 2050 wurde diese Zivilisation durch eine globale Katastrophe ausgelöscht. Spuren deuten auf eine zielgerichtete Reaktion der Avatare: Die Legende besagt, dass eine Auserwählte namens Maya mithilfe ihres rückgeführten Bewusstseins in einem wiederbelebten Körper eine neue Menschheit erschaffen sollte.«

Die Aubinger Ruine wird in Nitsches »post-utopischer Vision« ein »Tor zum digitalen Paradies«, einem virtuellen Leben ohne Erwerbsarbeit, gesellschaftliche Zwänge, Krankheiten oder körperliche Einschränkungen. Diese Utopie setzt Mathis Nitschke mit einer Melange musikalischer Mittel und Techniken um, indem

er in seiner Mixed-Reality-Techno-Oper realen und elektronisch erzeugten Klangraum in einen Dialog treten lässt. Mittels einer App können die Zuschauer rätselhafte Spuren einer untergegangenen Zivilisation auf ihren Bildschirmen entdecken, welche die reale Umgebung des alten Heizkraftwerks virtuell ergänzen. Lichtdesign schafft Skulpturen im Raum, während musikalisch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufeinandertreffen. Instrumentalmusik von Domenico Gabrielli und Steve Reich werden durch eine Originalkomposition Klaus-Peter Weranis sowie die elektronischen Klanglandschaften Mathis Nitschkes kontrastiert, der mit dieser multimedialen Ausstattung das Selbstverständnis der Gattung Oper als audiovisuelles Gesamtkunstwerk in die Gegenwart hebt: »MAYA« verbindet Oper und Techno. Beides steht für ein kraftvolles Sich-Auflehnen: Gegen den Tod. Gegen die Einsamkeit. Für ein Leben ohne Limits. Für die Verheißung einer Welt, in der wir nach unseren kühnsten Vorstellungen leben, ohne jemals an körperliche Grenzen zu stoßen.« Ein Stück über das Sterben, über Erlösung und Transformation – also das, was Opernstoffe ausmacht: Bewusstseins-erweiterung durch Musik, Sound, Licht und digitale Kunst. ||

MAYA – EINE MIXED-REALITY-TECHNO-OPER

Heizkraftwerk Aubing | Rupert-Bodner-Str. 5
18.–22. Oktober | 18 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.mayaoper.de

Anzeige

27.10. –
11.11.17

INFORMATION
www.spielart.org

KARTENVERKAUF
München Ticket
und alle
bekanntesten Vorverkaufsstellen
www.muenchenticket.de

SPIELART FESTIVAL
MÜNCHEN

SPIELART

Tutzinger Inspirationen



Das Mandelring Quartett zu Gast bei den Tutzinger Brahmsstagen | © Uwe Arens

Johannes Brahms war Tutzinger, einen Sommer lang.
Die Brahmsstagen feiern den berühmten Besucher am See.

RALF DOMBROWSKI

Es ist ein Ort für Bildung, Kunst und Diskussion. Vor 70 Jahren startete die Evangelische Akademie in Tutzinger ihr Engagement, seitdem hat sie sich als bedeutender Treffpunkt für Menschen aus Politik, Kultur, Medien, Wirtschaft und Kirche etabliert, wegen des umfassenden Tagungsangebots, aber auch, weil das Schloss mit seinem herrschaftlichen Park zum Flanieren, Rasonieren, Debattieren einlädt. Oder sich auch als Raum für stimmungsvolle Konzerte anbietet. Kein Wunder, dass die Tutzinger Brahmsstagen den Festsaal der Akademie als Hauptspielstätte gewählt haben, um dort ihr 20-jähriges Jubiläum zu feiern. Über zwei Wochen hinweg lockt das Festival international renommierte Ensembles an den Starnberger See, die sich vom 15. bis zum 29. Oktober aus Anlass des Jubiläums ausschließlich der Musik von Johannes Brahms und deren Verarbeitung widmen.

Zur Eröffnung stellt das Duo d'Accord (15. Okt.) von Sebastian Euler und Lucia Huang das pianistische Werk für zwei Klaviere vor, unter anderem die »Haydn-Variationen Op. 56«, die Brahms komponierte, als er 1873 einen Sommer lang vor Ort weilte. Das Mandelring Streichquartett (18. Okt.) befasst sich

daraufhin ausführlich mit kammermusikalischen Werken des Meisters, der Bariton Christoph Pohl wiederum hat zusammen mit dem Pianisten Tobias Krampen (22. Okt.) die »Lieder und Gesänge Op. 59« auf dem Programm. Das Quartett des Geigers Max Grosch hingegen erforscht in Kommunikation mit dem Diogenes Quartett (22. Okt.) die Möglichkeiten, Brahms mit jazziger Improvisation zu konfrontieren. Und als opulenter Abschluss präsentieren der Bariton Franz Hawlata und die Sopranistin Felicitas Fuchs (29. Okt.) gemeinsam mit dem Brahms-Festival-Chor und dem Philharmonischen Orchester Stringendo das »Brahms-Requiem Op. 45«. Wer darüber hinaus genau wissen will, wie das mit dem Komponisten und Tutzinger war, kann sich mit einer aus Anlass des Jubiläums erscheinenden, umfassenden Festschrift in das Thema vertiefen – am besten vor Ort, vor und nach dem Konzertgenuss. ||

20. TUTZINGER BRAHMSSTAGE

Tutzinger – verschiedene Spielorte
15.–29. November | Programm und Tickets:
www.kunstraume-am-see.de | 08151 559721

Wolferl hätt's getaugt



Das Andromeda Mega Express Orchestra zu Gast bei Jazz & The City | © Christoph Soeder

Nicht nur Oper, sondern Jazz – Salzburg geht neue Wege
mit einem großen, kostenlosen Festival.

KLAUS VON SECKENDORFF

»In many of the shops here in Salzburg you can buy Mozart Balls.« Kichern und Staunen bei einer japanischen Reisegruppe. Gut 20 Jahre ist der Lapsus ihrer Fremdenführerin her, charmant amateurhaft, aber Vergangenheit. Heute staunen Touristen im späten Oktober über die Mozartstadt als eine Hochburg des Jazz mit 100 Konzerten auf 50 Bühnen an fünf Tagen: In Restaurants und Kirchen, Galerien und Geschäften, Kinos und Kaffeehäusern, Hotels, Museen und berühmten Konzertsälen der Altstadt treten Musiker auf, mal wohlbekannt wie Bugge Wesseltoft, mal spannende Überraschung wie die Saxophonistin Marike van Dijk. US-Kollegen aus deren Großensemble sind auch mit eigenen Projekten zu hören – wie es überhaupt zur Philosophie des Festivals gehört, Musiker für mehrere Tage und Konzerte nach Salzburg zu holen. Zusammen mit dem Publikum können sie so zum Jazz auch die City entdecken.

»Dass wir bei freiem Eintritt zu allen Konzerten nicht mit großen Namen Konzerttickets verkaufen müssen, gibt uns die Freiheit, Impulsgeber zu sein, statt bloße Tourstation für Musiker, die sowieso nach Salzburg kommen«, lautet das Credo der Festivalleiterin

Tina Heine. Eröffnet wird der Reigen am Mittwoch mit dem zappaesken Andromeda Mega Express Orchestra. Bugge Wesseltoft setzt sich allein ans Klavier und bringt drei junge Bands mit, Kalle Kalima ist solo im winzigen Fachgeschäft »Riverside Guitars« zu hören, aber auch mit Hayden Chisholm sowie den Bands KUU! und Novel of Anomaly. Die Saxophonistin Angelika Niescier tritt frisch mit dem »Deutschen Jazzpreis« gekürt im Trio auf, es gibt Jazzrhythmen kongenial umsetzende Experimentalfilme zu sehen – und ein Konzert eines Posaunisten, dessen Musik ganz Österreich in den kommenden Jahren täglich hören kann: Christian Muthspiel, Bruder des Gitarristen Wolfgang, hat dem Kultursender Ö1 ein neues Sounddesign verpasst. Wer's als Münchner auf Ö1 hören will, muss nur die Website anklicken. Wer Fan von »Jazz & The City« werden will, braucht dafür gut anderthalb Stunden mit Auto oder Bahn. Und ein Quartier, für das die gesparten Eintrittskosten gut investiert sind. ||

JAZZ & THE CITY

Salzburg – verschiedene Orte | 25.–29. Oktober
Eintritt frei | Programm: www.salzburgjazz.com

Roman Sladek ist ein Motor
der jungen Münchner Jazzszene,
umtriebiger, unermüdlicher
und jetzt auch ausgezeichnet.

CHRISTINA BAUER

Jetzt also der BMW Young Artist Jazz Award 2017: Posaunist Roman Sladek ist der Zweite, der ihn bekommt. Denn die Auszeichnung wurde erst letztes Jahr etabliert, als Anerkennung für junge Jazzler der Münchner Szene. Und die mischt Sladek seit einigen Jahren unermüdlich auf. Der robuste Musiker mit Bart und Hornbrille ist durch und durch ein Netzwerker. Seine Studien an der Münchner Hochschule für Musik und Theater (HMTM) sind dafür eine gute Basis. Vor allem sein jazzbegeisterter Vater brachte ihm am Heimatort Niederaltaich die improvisierende Musik in jungen Jahren nahe. Sladek probierte Klavier und Schlagzeug, landete bei der Posaune und bald im Bayerischen Landesjugendjazzorchester. Trotzdem schwankte er lange zwischen Klassik und Jazz, studierte beides, spielte in Musicals, Opern und Jazzbands. Seine Dozenten Wolfram Arndt, Johannes Herrlich und Uwe Füssel holte er sich beizeiten ins Ensemble Aircrush, um ein posauniges Album einzu-



Jazzrausch mit Sladek (2.v.r.) | © Noel Woodford

spielen. Am Ende wurde der Jazz sein Hauptthema.

Die für High-Energy-Techno-Jazz-Performances inzwischen sogar über die deutschen Grenzen hinaus bekannte Jazzrausch Bigband gründete er 2014, ein Ensemble mit bis zu 36 Mitwirkenden, fast alle Absolventen der Münchner Musikhochschule. Allein in München haben sie etwa 70 Auftritte im Jahr. Ihnen gelang das Kunststück, als Resident Band die jazzige Unterfahrt, das techno-affine Harry Klein und den Indieclub Cord zu erobern. Dieses Jahr erweiterten sie ihre Spielfläche um die Münchner Philharmonie, Festivals von St. Moritz bis Südtirol und sogar das Lincoln Center in New York. Neben Chefkomponist Leonhard Kuhn lädt Sladek oft Gäste ein, vom Pianisten und frisch ernannten Münchner Jazzprofessor Christian Elsässer bis hin zu der New Yorker Sängerin Sara McDonald. Inzwischen auch diplomierter Kulturmanager, spielt Sladek nicht nur ausgezeichnete Soli, sondern kann auch kreatives Unternehmertum. Er organisiert, preist an, und wenn er bei Konzerten brüllend die Posaune reckt, wirkt er im besten Sinne furchtlos. ||

ROMAN SLADEK & JAZZRAUSCH BIGBAND

Unterfahrt | 23. Oktober | 21 Uhr
Tickets: 089 4482794 | www.unterfahrt.de

Oscar lässt grüßen

KLAUS VON SECKENDORFF

Wer bei Christian Sands an den virtuos konservativen Modern Mainstream seiner frühen CDs wie »Footprints« denkt, liegt mittlerweile nicht ganz, aber doch ziemlich falsch. Der Pianist hat ein eher an den Vorstellungen eines Wynton Marsalis orientiertes Jazzideal überwunden und sich vom Oscar Peterson fürs 21. Jahrhundert zu zeitgenössischer Vielseitigkeit entwickelt – was in seinen sechs Jahren im Trio des Bassisten Christian McBride noch weniger deutlich wurde, als wenn er mit dessen Kollegen Ben Williams in der Band Sound Effect zusammenspielt. Vor allem aber bei »Reach«, seinem aktuellen Debüt fürs Label Mack Avenue, das er in der Unterfahrt vorstellen wird. Hier zollt er zwar auch dem Bebop-Helden Bud Powell Tribut und dem von ihm als besonders wichtiger Einfluss genannten Chick Corea. Er bringt aber auch seine Vorliebe für elektronische Sounds ins Spiel, eine bemerkenswerte Kompetenz für Afro-Kubanisches oder als Fan des Rappers Kendrick Lamar eine diskrete Dosis Hip-Hop.

Unter den jungen einer der besten: Der Pianist Christian Sands bringt die Tradition auf den Punkt

Diese Offenheit war auch fällig bei einem 28-Jährigen, der nicht nur beim Traditionalisten Dr. Billy Taylor studiert hat, sondern auch bei dessen jüngeren, gestalterisch komplexer agierenden Kollegen Jason Moran oder Vijay Iyer und der von sich sagt: »Ich vereine Old School und New School.« Auch seine Mitstreiter, der Bassist Eric Wheeler und Jerome Jennings am Schlagzeug (dies übrigens auch bei Christian McBride), haben ihren Horizont über den modernen Mainstream hinaus geweitet. Dennoch dürfte heftig Swingendes in der Unterfahrt eine wichtige Rolle spielen – ein Fest für Peterson-Fans, die es nicht bei Nostalgie belassen wollen. Dazu passt, dass Christian Sands mit Anzug und Krawatte aufzutreten pflegt: »Ich will auf der Bühne bewusst etwas anders rüberkommen als die Leute im Publikum.« Nicht, weil er sich für etwas Besseres hält. Ganz im Gegenteil: Er will seinem Publikum etwas bieten – und tut das bewusst für Jazzfans mit ganz unterschiedlichen Vorlieben. ||



Christian Sands | © Anna Webber

CHRISTIAN SANDS TRIO

Unterfahrt | 13. Oktober | 21 Uhr | Tickets: 089 4482794
www.unterfahrt.de

Die Zeit seines Lebens

Romano ist ein Exot des deutschen Hip-Hop.
Für ein Clubkonzert kommt der Berliner nach München.

RALF DOMBROWSKI

Das mit den Zöpfen ist Ironie, aber nicht nur. »Ich habe seit 1994 lange Haare, war immer ein großer Fan von Snoop Doggy Dog, der hatte auch Zöpfe«, meint Romano Geike, genannt Romano. »Ich fand, das sah geil aus. Oder Korn, da trug der Bassist Zöpfe, irgendwie war das etwas Besonderes. Ich finde, wenn man lange Haare hat, kann man damit was machen, und ich habe 96, 97 auch angefangen, meine Haare zu flechten. Hat mir gefallen. Wenn man Drähte einflechtet und nach oben biegt, bekommt das sogar etwas Diabolisches – wie auch immer, ich mag es, es ist ein kleines Statement.« Und noch dazu ein gutes Unterscheidungsmerkmal in einer Szene, in der sich die Konkurrenten tummeln. Denn Romano ist Rapper. Er hat auch schon bei Metalbands gesungen und ist als Schlagersänger durch die Provinz getingelt. Zurzeit aber hat der Performancekünstler aus Köpenick seinen Spaß an Wortkaskaden und sich im Laufe von gut zwei Jahren durch die Mischung von pfiifigen Texten wie in »Metalkutte« und einem sich kreativ von der Tattoo-Norm des Genres unterscheidenden Künstler-Image im deutschen Hip-Hop einen Namen gemacht. Da helfen die Zöpfe als optischer Anker, die in Kombination mit Bomberjacke, Jeans und Sneakers schon wieder freaky sind, vor allem aber Texte, die mal nicht das übliche »Ich! Ich!

Ich!« skandieren, sondern Geschichten aus der Vorstadt und vom nicht immer spektakulären Alltag erzählen.

Romanos neues Album »Copyshop« klingt daher erfreulich unaufgeregt und zugleich selbstbewusst schräg. Es wirkt wie ein akustisches Fotoalbum, voll mit Schnappschüssen aus der Berlin-Ost-Perspektive mit historischer Distanz, inszeniert mit schlaksigem Flow und ebenfalls eher untypischen Beats, die Geikes Klangpartner Moritz Friedrich zusammenschraubt. Und es widersteht trotz des Titels dem im Musikgeschäft üblichen Muster, die Erfolge früherer Songs durch ähnliche Fortsetzungen zu duplizieren: »Ich wiederhole mich nicht gerne. Die »Metalkutte« gab's nur einmal, ich wollte da nicht noch eine »Metaldauerwelle« oder so hinterherschicken. Soll ja auch für mich spannend bleiben. Und deshalb habe ich diesmal einen Song – »König der Hunde« – aufgenommen, wie die Ketten reißen, die Mauern brechen, ich stehe ohne Maulkorb auf dem Mittelstreifen, frischer Wind in der Nacht, Weichspüler, Scorpions im Ohr, Zweitakter mit Schwarz-Rot-Gold auf dem Kühler. Das war die Situation der Wendezeit, das zu beobachten, nicht breitbeinig mit angeknipstem Ventilator und offenem Haar auf der Mauer – eben nicht Scorpions oder Wes-



Romano | © Bella Schwarz

ternhagen –, sondern die Perspektive des kleinen Jungen von nebenan, der die Straßen langläuft, Sachen entdeckt und die Zeit seines Lebens hat – weil es wirklich sehr verrückt war.« Romano ist inzwischen 40 Jahre alt, hat erlebt, wie die Welt um ihn herum sich radikal verändert hat, und ist seinen Weg bislang mit vielen Kurven gegangen. Am liebsten würde er demnächst auch mal Opernarien singen, sollte es Barock sein, würden noch nicht einmal die Zöpfe stören. Aber bis dahin bleibt er beim Rap und zeigt im Münchner Strom, wie in Köpenick gerade die Stimmung ist. ||

ROMANO

Strom | Lindwurmstr. 88 | 2. November | 21 Uhr
Tickets: 0180 6570070 | www.strom-muc.de

Anzeige



WIR, ALLE

Das Winterfestival
23.11. – 31.12.2017
So 26.11. geschlossen | Markt bis 23.12.
Theresienwiese München

Cirque Éloize »iD« 23.11. – 22.12.
West Side Story trifft Hip-Hop
Eine atemberaubende Show aus Akrobatik, Tanz und Poesie wahlweise mit 4-Gänge-Bio-Menü

Kabarett
Alt-OB Christian Ude und Uli Bauer 11.12.
HG. Butzko 29.11.
Michael Altinger 1.12.
Ecco Meineke 14.12.
CAVEMAN 27.10., 24./25.11., 2. – 4.12., 26. – 30.12.

Weltsalon
»Schauplatz Demokratie«: Diskussionen, Installationen, Kulturprogramm. Hinschauen! Mitmachen!

Artgerecht
Ihre Stimme für ein artgerechtes München

Wohnzimmer Demokratie
Gemeinsam für eine offene, pluralistische und tolerante Gesellschaft! Wir alle sind gefragt.

Weihnachtsmarkt 23.11. – 23.12.
Performances · Kunsthandwerk · Live-Musik
Bio-Gastronomie · Kinderzelt Eintritt frei

Silvester
Gala mit Hannes Ringlstetter und Ecco DiLorenzo and his Innersoul sowie 5-Gänge-Bio-Menü
Große Silvesterparty mit Live-Musik & DJs

0700-38 38 50 24 · www.tollwood.de

Bitte nutzen Sie die öffentl. Verkehrsmittel. Alle Eintrittskarten für Veranstaltungen auf dem Festivalgelände gelten als MVV-Ticket.






»Man sollte immer wieder auf heiße Platten fassen«

Vom Mumblecore über »Victoria« ins Ensemble der Münchner Kammerspiele. Nun gehört Franz Rogowski auch zum Cast der Regielegende Michael Haneke und spielt an der Seite von Isabelle Huppert. Wir sprachen mit dem Schauspieler über schwierige Anfänge, perfekte Enden und seine Erfahrungen beim Dreh von »Happy End«.



Franz Rogowski | © Tien Nguyen The, Kammerspiele

Zuerst streikt das Aufnahmegerät. Nicht unbedingt der glatte Einstieg, den man sich vorstellt. Doch Franz Rogowski, mitten im Interview-Marathon, sitzt auf einem Sofa im Bayerischen Hof und lächelt mir entspannt zu.

Was ist wichtiger: ein guter Anfang oder ein gutes Ende?

Die Suche nach dem perfekten Anfang oder dem perfekten Ende stellt sich mir im Leben nicht. Für eine Fiktion sind alle Möglichkeiten offen – je nachdem, welche Geschichte man erzählen will.

Deine eigenen Ursprünge liegen im Ausprobieren: Du wolltest Musiker werden, Schauspieler, Tänzer, aber die Voraussetzungen waren nicht alle ideal – mit Knie- und Bandscheibenproblemen, einem Sprachfehler, einem tauben Ohr. Muss man einfach mal anfangen?

Ausprobieren ist eine gute Idee. Und durch das Erlebte dann lernen zu können – es ist schwierig, etwas zu lernen, ohne etwas zu erleben.

Hast du auch schon mal etwas ausprobiert und dann gemerkt, das wird nichts?

Ich habe mir mal selber Saxofonspielen beigebracht und dann wieder aufgehört, weil ich irgendwie nicht zufrieden war; es klang entsetzlich. Aber ich denke dann gar nicht, dass Sachen nicht geklappt haben. Ich habe mich auch schon an Schulen

beworben, wo ich nicht genommen wurde, aber das ist dann eben so, und dann geht man weiter. So machen es Kinder ja auch: Sie fassen irgendwohin, und dann ist die Herdplatte zu heiß und sie verbrennen sich – eigentlich kann man jedem nur wünschen, dass er immer wieder auf heiße Platten fasst.

Bekannt im Film wurdest du vor allem durch Jakob Lass' Mumblecorefilme mit viel Improvisation oder den in einer einzigen, 140 Minuten langen Einstellung gedrehten Thriller »Victoria« von Sebastian Schipper. Jetzt hast du unter der routinierten Hand von Oscarpreisträger Michael Haneke gedreht. Inwiefern war die Arbeit anders?

Bei Jakob ist die grobe Handlung vorgeschrieben, es gibt keine Dialoge. Jeder Take ist anders. Bei Michael dagegen ist alles vorgedacht und im Kopf auch schon aufgelöst, es geht eher darum, die von ihm vorgedachten Szenen zu realisieren als ums Ausprobieren. Jede Szene ist vorgeschrieben, man versucht nur, seine Spielweise anzupassen, ihr gerechter zu werden. Unter Umständen drehst du sie also sehr oft, aber sie verändert sich in ihrer Struktur kaum.

Was ist anstrengender?

Ich finde alles anstrengend. Es ist toll, dass ich diese unterschiedlichen Ansätze ausprobieren kann: Es ist immer die gleiche Arbeit, aber jedes Mal anders.

Der Film ist eine deutsch-französisch-österreichische Produk-

tion und im Original auf Französisch – du sprichst keines.

Ich werde von einem Kollegen synchronisiert. Ich fange gerade an, Französisch zu lernen. Seit zwei Monaten drehe ich mit Christian Petzold in Marseille, und die Marseillesen bringen mir immer wieder was bei.

Wie hast du dich dann bei den Dreharbeiten von »Happy End« mit Isabelle Huppert verständigt?

Auf Englisch. Michael ist ständig von Deutsch auf Französisch gesprungen und hat die Sprachen irgendwann auch kombiniert. Isabelle und ich wussten voneinander alle Texte und haben also die Texte des anderen mitgedacht, aber nicht wirklich verstanden. Was eigentlich ganz passend ist, weil wir uns ja auch als Figuren in diesem Film nicht wirklich verstehen. Dadurch ist diese Sprachbarriere irgendwie schön – sie hat etwas mit der Art zu tun, wie wir uns als Figuren verstehen.

Stimmt, eigentlich spricht ihr auch im synchronisierten Film nicht die gleiche Sprache ...

... wie das ja oft ist zwischen Müttern und Söhnen.

Deine Figur gilt als Nichtsnutz der Familie. Aber eigentlich wirken alle Figuren wie eingesperrt im Bildrahmen. Was läuft falsch im Laurent-Clan?

Ich glaube, was sie alle verbindet, sind ihre Ausstiegsfantasien. Die Familie gehört der Oberschicht an und ist finanziell mehr als abgesichert, aber die Familienmitglieder sind nicht glücklich. Jeder versucht, auf seine Weise einen Ausstieg aus dieser Familie zu finden.

Dabei liegt vor dem Haus das wirkliche Leid: Der Film spielt in Calais – beschäftigt sich jedoch hauptsächlich mit der in ihrer Blase der Großbürgerlichkeit um sich selbst zirkulierenden Familie, Flüchtlinge kommen nur am Rand vor.

In Calais sieht man immer wieder Menschen, die geflüchtet scheinen und mit allem, was sie haben, an der Straße sitzen oder im Park. Man kennt das aus den Nachrichten, aber es wirklich zu sehen ist etwas anderes. Das Flüchtlingslager bei Calais habe ich nicht besucht. Mein Leben hat kaum Überschneidungen mit Geflüchteten und deren Alltag.

Lange Zeit war der einzige Satz, den Haneke zum Film veröffentlichte: »Rundherum die Welt und wir mittendrin, blind«.

Ich glaube, für uns in Deutschland heute ist es noch schlimmer, denn wir sind nicht blind. Wir sind uns der Situation eigentlich bewusst – wir tun nur nichts.

Wir verschließen die Augen.

Ja.

In den Münchner Kammerspielen gibt es unter der Leitung von Matthias Lilienthal viele Projekte wie das Welcome Café, die sich für Flüchtlinge engagieren oder einen Raum der Begegnung schaffen – hat das Theater als physisch erfahrbarer und sozialer Ort eine größere Verantwortung als das Kino? Das glaube ich nicht. Die Methoden sind halt anders, die Geschmäcker. Politische Verantwortung haben wir alle. Man darf das auch nicht romantisieren: Das Theater ist kein utopischer Ort, an dem wir die geglückte Integration feiern. ||

INTERVIEW: ISEULT GRANDJEAN

Anzeigen

MAX MOOR erzählt eine der berührendsten Geschichten aus der Welt der Tiere

MALEIKA
Ein Film von Matto Barfuss

AB 12. OKTOBER 2017 IM KINO!

Ein Film von Sonja Maria KRÖNER

BESTER FILM
BESTE REGIE

Sommerhäuser

Ein kleines Fleckchen Paradies, oder?

Laura TONKE, Günther Maria HALMER, Thomas LOIBL, Marie HÖRBIGER, Ursula WERNER

AB 26. OKTOBER IM KINO

WWW.SOMMERHAEUER-DEFILM.DE | PROKINO

HAPPY END

Frankreich, Österreich, Deutschland 2016 | Regie: Michael Haneke | Mit: Isabelle Huppert, Jean-Louis Trintignant, Mathieu Kassovitz u.a. | 108 Minuten | **Kinostart: 12. Oktober**

Mord im Norden

Das Seriencamp Festival verspricht ungewöhnliche Krimiformate – in diesem Jahr vor allem aus dem düster-komischen Skandinavien.



Fangar Prisoners | © Aómi Filippusson



Von ganz links nach rechts:
 »Your Honor« | © Ohad Romano
 »Mary Kills People« | © SerienCamp
 »SS-GB« | © MG RTL D/Jody Amiet/Mascaret Films
 »Mental« | © It's Alive Films

JULIA WEIGL

»Ich glaub, jetzt bin ich endgültig verrückt geworden«, sagt Satakieli am Telefon. Sie sitzt auf einem massiven braunen Ledersofa im tristen Vorzimmer einer Psychiatrie. Mit ihr warten drei weitere Jugendliche, die in den nächsten Wochen ihre besten Freunde werden. In der Schule wurde Satakieli nur von den anderen Mädels gemobbt. Sie sei fett, dumm – ein Außen-seiterpunkt.

»Mental« handelt von diesen Jugendlichen: ihren Problemen, ihren Ängsten, ihrer Einsamkeit. Jede Folge dauert nur rund zehn Minuten – und dennoch schafft es die finnische Produktion, eine tiefgründige, unterhaltsame, schräge Geschichte zu erzählen, die in ihrer überzogenen Derbheit an die britische Serie »Skins« erinnert. Ein kompaktes Format, das sich an den Sehgewohnheiten der Millennials orientiert und zur Strategie von den Machern der Serie passt: Die Inhalte basieren größtenteils auf wahren Geschichten, die Jugendliche über Social Media geteilt haben. Auf Facebook und Twitter wurde »Mental« so in Finnland schnell zu einem Riesenerfolg, aber auch zu einer Plattform, auf der sich junge Menschen über psychische Probleme austauschen können.

In Deutschland hat »Mental« noch keinen Sender, funktioniert das zehnminütige Format doch noch nicht so recht auf

klassischen linearen Sendeplätzen. Aber da gibt es ja noch das SerienCamp Festival, das zum dritten Mal an der HFF München stattfindet. Von 27. bis 29. Oktober zeigt es rund 30 Fernsehserien: neue Staffeln von alten Lieblingen wie »The Walking Dead«, neue Inhalte der SerienCamp-Partner Sky und RTL Crime; in der »First Look«-Schiene, ehemals »Sneak Peek«, laufen Serienneuheiten wie »Mental«. Darüber hinaus gibt es auch einen Ausblick auf neue experimentellere Webserienformate.

Das SerienCamp möchte auch 2017 präsentieren, wohin sich die Serienwelt entwickelt. Das passiert natürlich auf der Conference, auf der sich während des Festivals die Branche trifft. Aber das spiegelt sich auch im Programm wieder: In spannenden Formatexperimenten der »First Look«-Reihe, dem schwedischen Thriller »Alex«, dem isländischen Frauenkriminaldrama »Fangar« (»Prisoners«) oder in der norwegischen Comedyserie »Match«, in der Sportkommentatoren das Leben eines jungen Mannes begleiten. Ein spektakulär grausamer Mord wird außerdem in der schwedisch-britischen Koproduktion »Fallet« aufgedeckt, für die der Regisseur von »Lilyhammer« verantwortlich zeichnet.

»Auch wenn wir das nicht geplant haben, haben wir nun relativ viele Krimiformate im Programm. Die aber allesamt

sehr ungewöhnlich erzählt werden«, sagt Christopher Büchele, einer der Gründer des SerienCamps. »Ebenso der Skandinavien-Schwerpunkt. Im Moment kommen einfach viele spannende Inhalte aus dem Norden.« Trotzdem gibt es natürlich auch einiges aus anderen Ländern zu entdecken. Da wäre etwa die belgische Produktion »Team Chocolate«, die kanadische Sterbehilfe-Dramedy »Mary Kills People«, das kroatische Polit-drama »The Paper« oder auch das israelische Erfolgsdrama »Your Honor«. Eröffnet wird das SerienCamp mit der RTL Crime-Produktion »SS GB«: Sie entwirft eine alternative Geschichte, in der Nazideutschland Großbritannien besetzt hat. Der Hauptdarsteller Sam Riley wird zu Eröffnung nach München kommen. ||

SERIENCAMP

HFF München | 26.–29. Oktober Festival für Serien und TV-Kultur | Programm und Ticket-Info: www.seriencamp.tv

Dada, Punk und Super 8

Die Ausstellung »Normalzustand« zeugt von der kreativen Freizügigkeit des 80er-Jahre-Undergroundkinos.

MATTHIAS PFEIFFER

Mauer, kalter Krieg, tonnenweise Haarspray – sind das die Achtziger? Wenn man tiefer gräbt, kann man das nur verneinen. Angesteckt durch die Do-it-yourself-Haltung des Punkrock experimentierten junge Künstler mit Film-, Musik- und Performance-Elementen und formierten so den deutschen Underground. Vor allem in Westberlin, aber auch in Bonn oder Düsseldorf traf Punk auf Kunst, Dada auf B-Horror und Protest auf Unsinn.

Noch bis zum 8. Oktober läuft im Georg-Knorr-Saal des Lenbachhauses der erste Durchgang der Ausstellung »Normalzustand«. Unter anderem mit dabei sind Die Tödliche Doris (mit einem besonderen Beitrag über München), Farb- und Formexplosionen von Schmelzdahin und Jörg Buttgerit, der später mit seinem Leichenliebhaber-Film »Nekromantik« Furore machte. Im zweiten Teil (bis 22. Okt.) schmeißen Kollektive wie Notorische Reflexe, Schwarze Schokolade und



Szenenbild aus »Mein Papi« | © Jörg Buttgerit

Läsbisch-TV die Regeln über den Haufen. Von letzterem Projekt wird Mahide Lein am 11. Oktober anwesend sein, um über die Lesben- und Frauenbewegung dieser Zeit zu referieren.

Die teilweise sehr seltenen Beiträge von »Normalzustand« beweisen zwei Dinge zweifellos: Erstens waren die Achtziger eine großartige Zeit für Kunst- und Filmexperimente. Und zweitens braucht man nichts weiter als ein paar Freunde, eine Super 8-Kamera und eine Idee, um diese in die Tat umzusetzen. Vielleicht inspiriert das Ganze auch so manchen, heutzutage ein bisschen mit der Handykamera rumzuspinnen. ||

NORMALZUSTAND – UNDERGROUNDFILM ZWISCHEN PUNK UND KUNSTAKADEMIE

Lenbachhaus | bis 22. Oktober

Alle Informationen zum Programm: www.lenbachhaus.de

Anzeige

BÜRGERHAUS PULLACH
 Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
 Tel. 089 744 752-0;
www.buergerhaus-pullach.de

26. Okt. 17, 20 Uhr, Einführung 19.30 Uhr
DIE RÄUBER (Schiller)
 Neues Globe Theater

10. Okt. 17, 20 Uhr, DIE DREI DAMEN (Jazz & More)
 20. Okt. 17, 20 Uhr, KURT KNABENSCHUH (Kabarett)

Abb. Die Räuber, Foto: Gerrit Wiltberg

Eine Sprache der Lieblosigkeit

In Michael Hanekes neuem Film »Happy End« ist nicht nur eine Familienkonstellation am Kippen – unsere ganze Welt scheint mitzuwanken. Ist Galgenhumor die Rettung in hoffnungslosen Zeiten?



Manchmal hilft nur Rotwein: Isabelle Huppert im Kreise ihrer Familie in »Happy End«
© X Verleih

SIMON HAUCK

Wenn Michael Haneke einen Film mit »Happy End« betitelt, sollte der Zuschauer vor allem eines sein: gewarnt. »Es wird böse enden«, offeriert einem da eine innere Stimme augenblicklich. Der österreichische Großmeister (»Liebe«/»Das weiße Band«) mit dem ebenso kühn wie kühl kalkulierten Sezierblick für die Abgründe der Bourgeoisie beweist auch mit seinem neuesten Autorenfilm, dass er quasi als Seismograf – wie kaum ein anderer Regisseur der Gegenwart – immer wieder am notwendigen Puls der Zeit ist und seine Handschrift doch unverkennbar bleibt.

Natürlich sind wieder alle klassischen Haneke-Topoi mit an Bord, auch und erst recht in diesem ebenso schwarzhumorigen wie selbstreferenziellen Alterswerk, in dem das Meer bei Calais zum Ende hin noch eine bedeutsame, geradezu sarkastische Rolle spielen wird: typischerweise die Medienkritik in der Rolle des bösen Mädchens Ève (fantastisch: Fantine Harduin), ebenso wie das dysfunktionale Ordnungssystem mit

dem Patriarchen Georges an der Spitze. Jean-Louis Trintignant spielt diesen zynisch-traurigen Kapitän fabelhaft einprägsam und bezaubernd lebensmüde als Wiedergänger aus Hanekes Oscar-Erfolg »Liebe« (2012). Auch Isabelle Huppert, ihres Zeichens Stamm-Aktrice in den bissig-abgründigen Filmwelten des gebürtigen Münchners (»Die Klavierspielerin«/»Wolfzeit«) kehrt zum insgesamt vierten Mal – davon zwei Mal als »Anne Laurent« – ins abgründige Haneke-Universum zurück: sozusagen als Steuerfrau des angeschlagenen Bauunternehmer-Imperiums der Filmfamilie Laurent.

Und es weht gewaltig in diesem neuen Film des internationalen Starregisseurs: Nicht unbedingt in den einzelnen Szenen (Bildgestaltung: Christian Berger), die anfangs wirr und lose komponiert daherkommen, sondern vielmehr dazwischen – und unumgänglich in jener schrecklichen, und gar nicht netten Familie aus der französischen Oberschicht.

Da werden gerne Hamster mittels Tabletten ins Jenseits befördert, Ehefrauen kategorisch hintergangen, auf der Großbaustelle wird jedes noch so große Übel möglichst kleingeredet: unterstützt durch Staranwälte, versteht sich. Selbst der uralte wirkende Firmensenioren scheint von Beginn an ausgebrannt, die Stimmung suggeriert: Wir sind alle angezählt! Was nützt einem da der ganze Reichtum, wenn sich in derselben Stadt das größte Flüchtlingslager Frankreichs befindet, man selbst auf Teufel komm raus nicht sterben kann, die eigene Nachkommenschaft im Falle des Enkels Pierre Laurent (gewohnt artistisch: Franz Rogowski; siehe Interview S. 22) mehr gameln als schaffen will und ehrlich-echte Kommunikation obendrein schon seit gefühlten Urzeiten nicht mehr möglich ist? Es kracht hier mächtig im dynastischen Gebäck – Misanthropie regiert zusehends. Henrik Ibsens »Baumeister Solness« grüßt wie ein seltsam vertrauter Meeresgeist unablässig die Laurents, die in erster Linie Heuchler sind: sich selbst und dem Leben ihrer Mitmenschen gegenüber. Kein (Mit-)Gefühl, nirgends. Nicht nur die wulstig-krankhafte Familienkonstellation inklusive Nebenbuhlern und Katastrophen am Geburtstagsbuffet ist in »Happy End« von der ersten Sekunde an beständig am Kippen. Es scheint vielmehr unsere gesamte gegenwärtige Welt zu sein. Was einem da am Ende noch bleibt? Galgenhumor vielleicht, den hat »Happy End« reichlich zu bieten.

Von daher muss man sich den 75-jährigen Michael Haneke als im Grunde absolut glücklichen Menschen vorstellen. Der große Rest ist sowieso nicht mehr zu ertragen, weil einem beim Blick auf die Gegenwart schnell das Lachen gefriert. Die Haneke'sche »Vergletscherung der Gefühle« kehrt wieder, nur der Bachtin'sche Tod lacht dieses Mal frech-frivol mit: Die westliche Welt ist zur Groteske erstarrt. ||

HAPPY END

Frankreich, Österreich, Deutschland 2016 | Regie: Michael Haneke | Mit: Isabelle Huppert, Jean-Louis Trintignant, Mathieu Kassovitz u.a. | 108 Minuten | **Kinostart: 12. Oktober**

Gewohnt ungewohnt

Das zwölfte Underdox Festival gräbt Godard aus und reist durch die Landschaften von Heinz Emigholz.

MATTHIAS PFEIFFER

Einfach alles kurz und klein hauen. Der junge Mann auf dem diesjährigen Underdox-Plakat macht genau das mit der Inneneinrichtung, was das Festival schon seit zwölf Jahren mit filmischen Konventionen macht. Gut, das trifft es nicht ganz, schließlich geht es hier nicht um bloße Destruktion, sondern um das Einreißen von Grenzen zwischen Dokumentar- und Spielfilm, zwischen bildender und filmischer Kunst.

Da ist es mehr als passend, das Festival mit Jean-Luc Godard zu beginnen, der Sehgewohnheiten seit Generationen über den Haufen wirft. Am 5. Oktober flimmert »The Rise and Fall of a Small Film Company« (1986) in einer restaurierten Fassung zum ersten Mal über eine deutsche Leinwand. Wer Godards spätere Phase kennt, weiß, dass einen hier kein »Außer Atem« erwartet, sondern ein selbstreferenzieller Essay, der nach dem Kinobesuch aber mindestens genauso lange nachhallt.

Mit Heinz Emigholz widmen sich die Veranstalter einem weiteren großen Namen des Kunstfilms. Bei den Vorführungen seiner Werke »2 + 2 = 22 (The Alphabet)« und »Streetscapes (Dialogue)« wird er auch selbst anwesend sein. Auch hier durchdringt seine Leidenschaft für Architektur alles, ein besonderer Fokus ist dieses Mal aber auf die Landschaften drum herum gerichtet. Der Kanadier Karl Lemieux hingegen



Still aus »Streetscapes (Dialogue)« | © filmgalerie451

beschäftigt sich in »Maudite Poutine« – von hier stammt auch die Szene für das Plakat – dem Brachland im Inneren des Menschen. In trister Atmosphäre treffen sich hier zufällig zwei Brüder wieder, die sich beide gerade im Kampf mit ihren inneren Dämonen befinden.

Daneben findet sich mit Lav Diaz ein Underdox-Stammgast im Programm. Und wie zu erwarten, muss man für seinen »Ang Babaeng Humayo« ordentlich Zeit mitbringen. Der letzt-

jährige Gewinner des Goldenen Löwen von Venedig ist mit seinen 228 Minuten im wahrsten Sinne abendfüllend.

Was wahrscheinlich auch für viele Underdox-Anhänger erst mal komisch klingt, ist das diesjährige Thema: »Landlust!«. Klingt irgendwie spießig und nach Lodenmode, wird bei genauerem Hinsehen allerdings wirklich interessant. Unter den drei Filmen zum Thema befindet sich zum Beispiel »Va, Toto!« von Pierre Creton, der hier seine internationale Premiere feiert. Einer der Hauptdarsteller ist ein Wildschwein, das in einem Haus in Bréauté-Beuzeville aufwächst.

Das Underdox ist vielleicht nicht Münchens größtes Filmfestival, dafür aber das mit den meisten Überraschungen. Und das selbst für Anhänger des Essay-, Underground- oder Experimentalfilms, die schon so einiges an Ungewohntem gewohnt sind. ||

UNDERDOX

12. internationales Filmfestival – Dokument und Experiment **bis 11. Oktober** | Programm und Ticket-Info: www.underdox-festival.de

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.I.S.d.P. Christiane Pfau

Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau

Vertrieb Ulrich Rogun

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG | www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Susanne Gumpich,

Monika Huber, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz,

Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Christina Bauer (cba), Thomas Betz (tb), Quirin Brunmeier (qb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Iseult Grandjean (isg), Petra Hallmayer (ph), Sven Hanuschek (svh), Simon Hauck (sih), Wolf Kampmann (wok), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Ingrid Lughofer (lu), Hannes S. Macher (hsm), Claudia Mende (clm), Ulrich Möller-Arnberg (uma), Jürgen Moises (jm), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mat), Chris Schinke (cs), Katja Schneider (kas), Anna Schürmer (asch), Klaus von Seckendorff (kvs), Silvia Stamm (sis), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dwa), Christiane Wechselberger (cw), Julia Weigl (juw), Florian Welle (fw), Thilo Wydra (wyd)

Online-Redaktion: Matthias Pfeiffer

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25.000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement

jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September

Abo-Preis: 25 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971

info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über

www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG

IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00

GLS Bank: GENODEM1GLS

Großes Tennis, kleine Bilder, wilder Jazz

Weitere Filmstarts im Oktober.



Shia LaBeouf als McEnroe mit Sverrir Guðnason als Borg | © Universum Film



Sally Hawkins in »Maudie« | © Duncan Deyoung, Courtesy of Mongrel Media



Reda Kateb als »Django« | © Roger Arpajou

BORG/MCENROE

Ein zerzauster junger Kerl im roten Trainingsanzug stolpert in eine schneie Caf bar an der Côte d'Azur. Der Kellner erkennt ihn nicht. Björn Borg genießt die Situation: Um seinen Espresso zu bezahlen, hilft er dem Barmann Kisten schleppen und gibt sich als mittelloser Klempner aus. Einmal anonym bleiben, die Ruhe genießen – dieses Gefühl ist Borg seit Jahren fremd, gehören doch kreischende Mädels und geldgeile Manager zu seiner täglichen Realität.

Das Biopic »Borg/McEnroe« handelt von dem legendären Wimbledon-Finale zwischen dem aufm pfigen Jungspund John McEnroe aus den USA, passenderweise gespielt von Hollywoods Enfant terrible Shia LaBeouf, und dem schwedischen Gentleman Björn Borg (Sverrir Gu nason). Doch um Tennis geht es in der schwedisch-dänisch-finnischen Koproduktion kaum, vielmehr verschachtelt Regisseur Janus Metz die Geschichte dieser beiden Sportsuperhelden zu einem dramatischen Psychothriller. Spannungsaufbauendes Klimpern begleitet die schnell aneinander geschnittenen Bilder. Im Fokus stets die beiden Protagonisten.

So entsteht eine geschickte Collage zweier eigenartiger Persönlichkeiten, die auf den ersten Blick unterschiedlicher nicht sein könnten: der akribische, ruhige Perfektionist Borg gegen den aufbrausenden Frechdachs McEnroe. Dann der Kniff: Eigentlich sind sich die beiden sehr ähnlich und kanalisieren nur ihre Ängste, ihre Konzentration, ihr Talent auf unterschiedliche Art und Weise. Ein hübsch anzuschauendes Gedankenspiel, das die enge Freundschaft dieser beiden Rivalen veranschaulichen möchte. ||

JULIA WEIGL

BORG/MCENROE

Dänemark, Schweden, Finnland 2017 | Regie: Janus Metz Pedersen | Mit: Shia LaBeouf, Sverrir Gu nason u. a. | 108 Minuten | **Kinostart: 19. Oktober**

MAUDIE

»Lieber stecke ich ihn in einen Baum rein!« Everett Lewis (Ethan Hawke) ist ein R pel vor dem Herrn, auch seiner neuen Haushalterin gegenüber – und baldigen Geliebten: Maudie (oscarverd chtig: Sally Hawkins). Als unzuverlässiger Fischhändler und ziemlicher Halodri ist Hawke von Beginn an alles andere als ein blumiger Held in Aisling Walshs gleichnamigem Berlinale-Hit. Zusammen mit Maud Dowley, die alle nur Maudie nennen, bildet er in diesem süßlichen K nstlermelodram eine ziemlich unkonventionelle Wohngemeinschaft.

Denn Maudie ist anders – in vielerlei Hinsicht: Schon als Baby litt sie unter rheumatischer Arthritis, wodurch sie – auch als mittlerweile erwachsene Frau – immer noch sehr kindlich wirkt. Gleichzeitig schmerzen ihre Beine dauerhaft, und ihre zierlichen Hände sind verkrüppelt. Sie hinkt oft, kann ihren eigenen Alltag kaum bewältigen, und daran soll sich aus Sicht ihrer Pfl egetante Ida (mit konstant garstiger Miene: Gabrielle Rose) prinzipiell auch nie etwas ändern. Und trotzdem malt sie – täglich mindestens ein Bild: im Kleinformat, mit Ölfarben und am liebsten auf einfache Holztafeln, wenn ihr nicht gerade Everetts äußerst spartanisches Holzhaus ohne Wasser- und Stromversorgung als lebendige Leinwand dient.

Naiv-floral sind nicht nur Maudies Landschaftsmotive, sondern auch einige Drehbuchfloskeln aus der Feder von Sherry White (»Das ganze Leben ist wie ein Bilderrahmen«). Trotzdem sorgt gerade Guy Godfrees sepiafarbener Kameralook dafür, dass das Ganze nicht gleich von der ersten Einstellung an in puren Kitsch abdriftet. Am Ende ist »Maudie« weder ein klassisches Biopic noch ein avancierter Kunstfilm über Folk Art. Nein: Es ist ein überaus gelungener Sally-Hawkins-Film. ||

SIMON HAUCK

MAUDIE

Irland, Kanada 2017 | Regie: Aisling Walsh | Mit: Ethan Hawke, Sally Hawkins u. a. | 116 Minuten | **Kinostart: 26. Oktober**

DJANGO – EIN LEBEN FÜR DIE MUSIK

»Lass uns ins Kino gehen und ein wenig träumen ...« Jean – alias »Django« – Reinhardt (einsilbig: Reda Kateb) liegt mitten im Kriegsget se im Bett mit Louise (zweilichtig: Cécile de France), seiner Geliebten – und macht auf Clark Gable. Ein kurzer goldener Moment ist das in Étienne Comars Regiedeb t »Django – Ein Leben für die Musik«, das weitgehend in bräunlich-tr uben Kulissen spielt und im Februar überraschend die »Berlinale« eröffnete. Denn Reinhardts phänomenaler

musikalischer Aufstieg – obendrein als teils versehrter Gitarrenvirtuose ohne jegliche Notenkenntnisse – zu einem der ersten europäischen Jazzk nstler von Weltrang fiel genau in die Zeit der deutschen Besatzung Frankreichs. Obwohl er mit seinem Musikgenie ganze Säle zum Toben brachte, galt er doch im NS-Duktus als »Zigeuner« – und somit als »asoziales Element«. Als Angehöriger der »Manouches«, so werden die französischsprachigen Sinti bis heute genannt, wurden auch für ihn ab 1943 die persönlichen Umstände immer brenzlicher.

Comars Erstling setzt ein, als Reinhardt plötzlich das Angebot der neuen Machthaber ereilt, im Reich des Führers auf Tournee zu gehen. Wie soll er sich da als »weißer« Jazzk nstler mit potenzieller US-Karriere nur gebührend verhalten? Gleichzeitig ist er – ungewollt – ein prominenter Repr sentant einer offen verfolgten Minderheit – und dazu noch werdender Vater. Was in der Tat kompliziert klingt, sieht zwar in Comars Regiehandschrift nicht immer zwingend so aus: Zu glatt-klischiert wirken oftmals die Sinti wie auch die NS-Schergen. Trotzdem ist diese keinesfalls als Biopic angelegte K nstlerstudie vortreffliches Ausstattungskino. Nur ein paar Verspieler und Schmutzpartikel mehr hätten ihm keineswegs geschadet. Schließlich geht es hier zugleich um Django Reinhardts Musik – und die war wild, verwegen und ziemlich gegen den Strich. || sh

DJANGO – EIN LEBEN FÜR DIE MUSIK

Frankreich 2017 | Regie: Etienne Comar | Mit: Reda Kateb, Cécile de France u. a. | 115 Minuten | **Kinostart: 26. Oktober**

20. TUTZINGER BRAHMSTAGE
Musikfestival 15. bis 29. Oktober 2017

Franz Hawlata
Christoph Pohl
Duo d'Accord
Mandelring
Streichquartett

www.tutzing-brahmstage.de

volks theater

DIE MÖWE

VON ANTON TSCHECHEW
REGIE: CHRISTIAN ST CKL
AB 26 OKT 2017
KARTEN 089.523 46 55

www.muenchner-volkstheater.de

Anzeigen

Kino auf der Flucht

Das Münchner Filmmuseum widmet Roman Polanski, einem der großen Regie-Exzentriker des zeitgenössischen Films, eine umfassende Retrospektive.

Neben der Sichtung seiner sattsam bekannten Meisterwerke gilt es vor allem, dem jungen Künstler in seinen Kurzfilmen und frühen Arbeiten nachzuspüren.



Von oben nach unten:
»Tanz der Vampire«,
»Rosemary's Baby«,
»Das Messer im Wasser«
© Filmmuseum (3)



THOMAS LASSONCZYK

Es gibt wohl kaum einen Regisseur, der öfter und länger in den Schlagzeilen war als Roman Polanski. 1969 wurde seine zweite, damals hochschwangere Frau Sharon Tate ermordet, 1977 musste er sich vor einem US-amerikanischen Gericht wegen Vergewaltigung einer Minderjährigen verantworten. Ein Urteil konnte jedoch nie gefällt werden, da sich Polanski der Justiz entzog, indem er die USA verließ und diese seitdem nie wieder betreten hat. Auch heute, 40 Jahre danach, ist er immer noch auf der Flucht, kommt nicht zur Ruhe. Erst vor wenigen Wochen wurde der inzwischen 84-Jährige mit der Aussage einer US-Bürgerin konfrontiert, die behauptet, ebenfalls in den 1970er Jahren von ihm sexuell missbraucht worden zu sein. Ein weiteres gefundenes Fressen für die Regenbogenpresse, die das Thema genüsslich auf ihren Titelseiten ausschaltete. Fakt ist, dass Polanski noch nie ein Kind von Traurigkeit war und ein gerüttelt Maß zu seinem miesen

Image als Privatperson beigetragen hat. Da fällt es schwer, so mir nichts dir nichts das Thema zu wechseln und sich jenem Metier zu widmen, das der gebürtige Pariser mit polnischen Wurzeln wie kaum ein anderer beherrschte. Das Filmmuseum tut es trotzdem und ausschließlich, Gott sei Dank.

Ohne dem Meister zu nahe treten zu wollen, lässt sich auf den ersten Blick feststellen, dass dem Regisseur in den letzten 15 Jahren kaum noch nennenswerte Werke gelungen sind, sieht man einmal von seiner virtuos adaptierten Theaterstücke »Der Gott des Gemetzels« ab, wo er einmal mehr sein unglaubliches Gespür für Schauspielerführung an den Tag legte. Berühmt wurde Polanski jedoch durch andere Filme: seine herrlich groteske Horrorparodie »Tanz der Vampire« (1967), den bahnbrechenden Mysterythriller »Rosemary's Baby« oder die eigenwillige Hitchcock-Hommage »Frantic« (1987). In die Annalen der cineastischen Geschichtsbücher

ging der kongeniale Filmemacher mit zwei anderen Meilensteinen ein: »Chinatown« (1974), ein stilbildender Film noir, dessen klassische Krimihandlung nach und nach in eine menschliche Tragödie mündet. Und »Der Pianist«, sein vielleicht persönlichstes Werk über das Schicksal eines polnischen Klavierspielers während des Zweiten Weltkriegs, das mit drei Oscars ausgezeichnet wurde, darunter auch für die beste Regie.

Doch das sind die gängigen Titel, die nicht nur dem Polanski-Fan etwas sagen, viel interessanter sind deshalb jene ersten Gehversuche, wodurch der junge Absolvent der Filmhochschule von Lodz sein unglaubliches visuelles und dramaturgisches Potenzial andeutete – wie zum Beispiel »Das Messer im Wasser« (Filmmuseum, 17. Oktober, 18.30 Uhr), sein Langfilmdebüt, das sein Talent für das Inszenieren atmosphärisch dichter Kammerstücke begründete, oder »Wenn Katelbach kommt ...« (24. Oktober, 18.30 Uhr), ein völlig

schräg-abstruser Gangsterfilm von 1966, der im selben Jahr auf der Berlinale den Goldenen Bären erhielt. Wer ganz früh in Polanskis Wirken und Werke einsteigen will, dem sei das Kurzfilmprogramm am 20. Oktober um 21 Uhr ans Herz gelegt. Und einen hervorragenden Überblick über den Filmemacher und sein Tun gewährt schließlich Laurents Bouze-reaus Dokumentation »Roman Polanski: A Film Memoir« (19. Oktober, 19 Uhr). Die Gespräche hierzu wurden übrigens 2009 in Gstaad geführt, wo Polanski mehrere Monate unter Hausarrest der Schweizer Behörden stand – erneut im Zusammenhang mit den Ereignissen aus dem Jahre 1977. ¶

RETROSPEKTIVE ROMAN POLANSKI
Filmmuseum München | 19. Oktober bis 20. Dezember | Vollständiges Programm und Spielzeiten: www.muenchner-stadtmuseum.de/sammlungen/filmmuseum.html

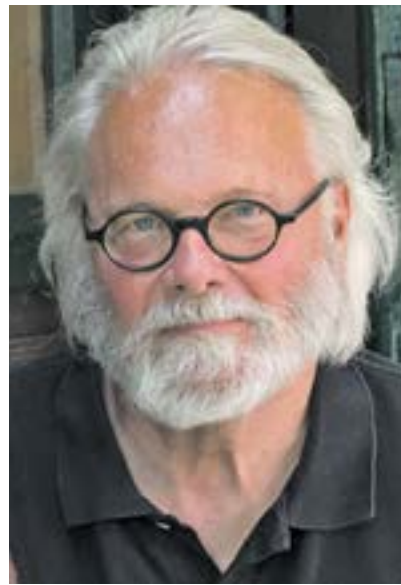
Anzeige

ARTMUC

19. - 22. Oktober
Praterinsel / München

www.artmuc.info

Zwischen Paradies und



Gerhard Roth | © Lillian Birnbaum

Verbrechen

Gerhard Roth war Träger des Jean-Paul-Preises 2015 – vor allem für den Abschlussband »Orkus« und seinen gleichnamigen achtbändigen Zyklus (1995–2011). Seine stupende Produktivität ist seit diesem Abschluss eher noch beflügelt: 2014 ist der Roman »Grundriss eines Rätsels« erschienen, 2017, in seinem 75. Jahr, hat er sein Hauptwerk »Landläufiger Tod« (1984) zum ersten Mal vollständig herausgegeben, mit den auf Wunsch des Erstlektorats ausgelagerten Teilen, die damals in separaten Bänden erschienen sind – jetzt hat der 1000-Seiten-Roman die Form, die er von Anfang an hätte haben sollen. Im Gespräch erzählt Roth von »Die Irrfahrt des Michael Aldrian«, dem ersten Band einer Venedig-Trilogie.

Ein Gespräch mit Gerhard Roth über seinen neuen Roman.

kann man ja nicht ohne Weiteres sehen. Die Touristen gehen woandershin.

Die »Trampelpfade« sind nichts für mich. Ich habe das Archivio di Stato di Venezia vom Dachboden bis in den Keller hinunter besichtigt, es befindet sich neben der Frari-Kirche und der Scuola Grande di San Rocco mit Tintoretto's Gemälden, ein anderes Mal habe ich Tizians Wohnhaus an den Fondamenta Nuove gesucht ... Auf einer alten Stadtkarte fand ich in San Servolo, dem früheren Irrenhaus, einen Friedhof eingezeichnet. Als man

Der neue Roman ist (auch) ein Venedig-Roman. Warum Venedig, gibt es ein persönliches Verhältnis zu dieser Stadt?

Mit zwölf Jahren war ich in Begleitung meiner Eltern zum ersten Mal in Venedig. Ich war überwältigt von der Schönheit des Markusdoms, aber meine Bibelkenntnisse waren damals noch zu gering, um die Mosaik im Innern zu entziffern. Ich hatte nachträglich den Eindruck, nichts verstanden zu haben, war verwirrt, aber neugierig. 20 Jahre habe ich dieses fragmentarische Bild von Venedig mit mir herumgetragen. Erst dann bin ich wieder und wieder dorthin gefahren, habe fotografiert und, von den letzten sieben oder acht Besuchen an, genaue Notizen gemacht. Was mir besonders aufgefallen ist, war der Umstand, dass im Dogenpalast einerseits die Macht und die Herrlichkeit, andererseits die Folter und der Tod im selben Gebäude zu finden sind. Ich habe später an einer Führung durch die Verliese teilgenommen, zu den Bleikammern unter dem Dach, den »piombi«, und den »pozzi«, den »Brunnen« im Keller. Bei Acqua alta, dem Hochwasser, waren die Gefängniszellen nämlich bis in die Höhe der steinernen Liegen überschwemmt. Ich habe mit den Jahren auch alle großen Museen und Palazzi gesehen, den Friedhof San Michele oder das Arsenal. Einmal bin ich für das Buch zum Karneval gefahren, habe dann den Lido durchstreift und allmählich auch die Inseln Torcello, Murano, San Michele, Sant'Erasmus, Burano und Pellestrina kennengelernt.

Viele der kleinen Inseln, auch einige der Institutionen, die eine Rolle spielen im Roman,

die Gebäude zu einer Universität umgebaut hat, waren wir zufällig dort, wir sind zuerst auf die Marienkapelle gestoßen und haben dann im hohen Gras Grabsteine entdeckt und fotografiert. Weil ich gehört habe, man habe ein Museum über die ehemaligen Insassen und ihre Behandlung im Gebäudekomplex eröffnet, bin ich wieder nach Venedig gefahren. Das Museum war gerade geschlossen, aber mir wurde mitgeteilt, man erwarte eine Schulklasse. Wenn ich wolle, könne ich mich anschließen. Ich musste eine Stunde warten und machte in dieser Zeit einen Spaziergang durch den Park bis hin zum Friedhof. Anstelle des Friedhofs fand ich jedoch einen Tennis- und einen Fußballplatz, die über den Gräbern angelegt worden waren. Ich bin mit den Gedanken zum Eingang zurückgekehrt, dass ich gerade die letzte Demütigung der Menschen, die dort leben mussten, gesehen habe. Inzwischen war die Schulklasse gekommen, der stellvertretende Direktor erschien im schicken weißen Anzug, und als ich ihn auf die Sportplätze und den Friedhof ansprach, stritt er alles ab: »No, non è cimitero!« Ich habe gesagt, ich hätte sogar Fotografien von den Grabsteinen, die ich vor einigen Jahren gemacht habe. Er ließ daraufhin das Büro des Bürgermeisters anrufen, das aber bestätigte, dass es dort tatsächlich einen Friedhof gegeben habe. Die Führung durch das Museum

war dann eindrucksvoll, ich habe sie in der »Irrfahrt des Michael Aldrian« beschrieben. In Venedig, einer »Welt in der Nusschale«, findet man auf engstem Raum alles, von der Pest bis zur Kriegstechnik, von den verschiedensten Märkten bis zu den schönsten Kirchen, wie auf einer Arche Noah der Menschheitsgeschichte.

Auf San Servolo ist heute die VIU, eine internationale Universität, an der auch die Münchner LMU beteiligt ist. Ich habe den Eindruck, dass Venedig auf Schritt und Tritt solche Geschichten erzählt, jedenfalls im »Michael Aldrian« – eine Stadt, die überladen ist von Zeichen, und alle Zeiten sind gleichzeitig da.

Ja, hier bildet sich ganz sichtbar der »Mensch« ab: Manchmal sieht man nur seine böse und hässliche Seite, dann wieder nur seine gute und schöne. Auch in Venedig sind beide Seiten unlösbar miteinander verbunden. Ein Venedigler geht beispielsweise auf der Piazzetta di San Marco nicht zwischen den beiden Säulen mit dem Hl. Theodor und dem Markuslöwen durch, weil dort die Hinrichtungen stattgefunden haben.

Dieser riesige Stoff – Venedig als Welt- und Menschheitsgeschichte im Kleinen – ist eingebunden in eine Art Kriminalgeschichte, die selbst schon wirkungsvoll genug ist ...

Die Geschichte der Menschheit ist mit ihren Herrschern, ihren Königen, Kaisern und Diktatoren wie die Geschichte der Mafia mit ihren Bossen und sich bekriegenden Organisationen eine einzige Verbrechen Geschichte. Wenn man an Christus als Gott glaubt, ist sogar dieser von den Menschen hingerichtet worden. Bei der Gründung von Religionen hat es immer Mord und Totschlag gegeben, die Götterwelten selbst, die ägyptische wie die griechische oder römische, waren voll davon. Die Historiker machen aus der Menschheits-

geschichte ein wissenschaftliches Abstraktum, auch wenn sie vor allem eine Kriegsgeschichte ist – die Kreuzritter, die Türken des Osmanischen Reiches auf ihren Eroberungszügen, der Dreißigjährige Krieg, in dem sich die Christen untereinander abgeschlachtet haben, die Inquisition, die Sklaven in Amerika, die Nazis, die Roten Khmer und und und: Mord, Totschlag, Raub, Vergewaltigung, Hinrichtungen. Es beginnt, wenn man sich an die Bibel hält, schon mit Kain und Abel.

Viele Roth-Protagonisten kommen nicht zu einem guten Ende; trotzdem habe ich den Eindruck, dass man in den letzten Romanen – auch bei diesem – als Leserin, als Leser, heiterer herauskommt als in den Romanen der großen Zyklen, »Die Archive des Schweigens« und »Orkus«. Trotz der Verbrechenwelt ist der Umgang mit der Schwere ein anderer geworden. Was hat sich geändert?

Ich spüre nicht mehr die Last, weitere Romane zu einem Thema mit verschiedenen Personen zu schreiben, die in verschiedenen Zusammenhängen auftreten, wie bei den 15 Bänden der beiden Zyklen. Mich interessiert außerdem keine bloße Kriminalgeschichte, in der man den Bösen findet und Gerechtigkeit walten lässt – das ist eine neue Form des Märchens. In meinem Buch geht es um die Suche nach dem Paradies: Den Garten Eden gibt es nicht, aber die Menschen brauchen die Vorstellung vom Paradies, um überhaupt leben zu können. Ich habe immer schon Poe und Borges gelesen, jetzt habe ich selbst ein Buch geschrieben, in dem sich das Fantastische mit dem Realen verbindet.

Der erste Roman der Venedig-Trilogie behandelt das Paradies – wir sind gespannt auf die Hölle und das Fegefeuer in den beiden kommenden.

INTERVIEW: SVEN HANUSCHKE

GERHARD ROTH:
DIE IRRFAHRT DES MICHAEL ALDRIAN.
S. Fischer, 2017 | 492 Seiten | 25 Euro

LANDLÄUFIGER TOD.
Erweiterte Neufassung. Erste vollständige Ausgabe | Mit Illustrationen von Günter Brus
S. Fischer, 2017 | 976 Seiten | 36 Euro

DIE WELT IM JAHR

2035

GESEHEN VON DER

CIA

DAS PARADOX DES FORTSCHRITTS

C.H.Beck

Wie die Welt der nächsten zwanzig Jahre aussieht, das sagt dieser einzigartige Zukunftsreport, den der CIA und der US-amerikanische National Intelligence Council (NIC) erstellt haben. Über 250 unabhängige Spezialisten weltweit, darunter Ökonomen, Strategen und Geheimdienstler, haben daran mitgewirkt. „Nicht nur inhaltlich spannend, sondern auch gut lesbar und verständlich.“ *Beate Willms, taz*

Aus dem Englischen von Christoph Bausum, Enrico Heinemann und Karin Schuler. 318 Seiten mit 18 Grafiken. Klappenbroschur € 14,95 ISBN 978-3-406-71446-7

Gerd Koenen

DIE FARBE ROT

Ursprünge und Geschichte des Kommunismus

Gerd Koenen schildert Ursprünge und Geschichte des Kommunismus auf eine völlig neue und entstaubte Weise. Er führt vor Augen, warum der Kampf um soziale Gerechtigkeit in einer Welt des Kapitalismus bis heute legitim und aktuell ist – aber ebenso wie und weshalb das Rendezvous des Kommunismus mit der Geschichte in Terror und Paranoia endete.

1.133 Seiten mit 42 Abbildungen. Gebunden € 38,- ISBN 978-3-406-71426-9

Anzeige

WWW.CHBECK.DE C.H.BECK

FRANKFURTER
BUCHMESSE

2017

EHRENGAST
FRANKREICH

CHRIS SCHINKE

»Haben Sie etwas Interessantes gefunden, Herr Kommissar?«, fragt der Starphilosoph Michel Foucault, als er sich gerade von einem wohlgeratene Jüngling einen blasen lässt. Der Kommissar, das ist Jacques Bayard. Den verschlägt es mutmaßlich zum ersten Mal in seinem Leben in einen schwulen Saunaclub. Er ist hier, weil er einem Mordfall auf der Spur ist. Nicht irgendeinem Mordfall. Getötet wurde Roland Barthes, der zu diesem Zeitpunkt bedeutendste Homme de lettres der französischen Gelehrtenrepublik. Moment mal, mag der theoretisch Bewanderte an der Stelle einwenden: Fiel der berühmte Semiotiker nicht einem Autounfall zum Opfer? Nicht, wenn es nach Laurent Binet geht. In seinem Roman »Die siebte Sprachfunktion« wird der Autor der

»Mythen des Alltags« heimtückisch niedergefahren und bei dem Crash getötet. An Kommissar Bayard ist es nun herauszufinden, wer hinter dem Attentat steckt. Mit den geistigen Höhenflügen der Pariser Intelligenzija hat der so gar nichts am Hut, weshalb ihm Binet auch einen geisteswissenschaftlichen Sidekick beistellt: Simon Herzog, der junge Sprachphilosoph, gilt als ausgemachter Barthes-Kenner und dient dem Cop als Schnittstelle zu dem verschworenen Akademikermilieu am linken Seineufer. Geheuer ist dem

Praktiker Bayard der verkopfte Reigen nicht. Neben dem hochnäsigen Glatzkopf und Autor der drei Bände »Sexualität und Wahrheit« trifft Bayard bei seinen Ermittlungen auf weitere wenig kooperative Querdenker: Jacques Lacan, Louis Althusser, Julia Kristeva, Philippe Sollers und Jacques Derrida. Wie sich

Debattierklub, der Verlierer in Rededuellen schon mal mit dem Abschneiden bestimmter Körperteile bestraft.

Voraussetzungslos ist das Vergnügen an Laurent Binets Theoriekrimikomödie freilich nicht. Manch einem könnte das (post)strukturalistische Geplänkel schnell auf den Wecker gehen, erzählte der Preisträger des Prix Goncourt mit leichter Hand nicht noch von etwas anderem: der Preisgabe des akademischen Denkens als solchem. Wie alles in diesem Roman fungiert das Jahr 1980 dabei als Signal und Zeichen – das einer Zeitenwende, vor der das losgelöste Sprachspiel auf der Suche nach Freiheit steht und nach der sich das akademische Denken der Marktförmigkeit von Werbegenie und der Sophistik von politischen Spindoktoren unterworfen hat. Das alles endet bei Binet an einer Schwefelpfütze am Krater des Vesuv. Sie stinkt zum Himmel und tut das auch ewig. Es gibt aber Zeiten, in denen ist der Gestank unerträglich. ||

In Laurent Binets »Die siebte Sprachfunktion« wird der Philosoph Roland Barthes Opfer eines perfiden Mordkomplotts.



Mit seinem Theoriekrimi gelingt Binet eine vergnügliche Buddy-Cop-Komödie voller postmoderner Finten.

herausstellt, war der Geheimdienst hinter Barthes her, und nicht nur der. Brisant: Vor seinem vermeintlichen Unfall dinierte der Zeichendeuter mit dem französischen Präsidentschaftskandidaten François Mitterrand. Dabei mit im Professorenköfferchen: eine ominöse Formel zur Weltbeherrschung – die siebte Sprachfunktion, bei der sich Barthes vom russischen Linguisten Ronald Jakobson hat inspirieren lassen. Die Formel weckt Begehrlichkeiten, nicht nur bei Politikern, unter anderem auch bei einem mysteriösen

LAURENT BINET: DIE SIEBTE SPRACHFUNKTION

Aus dem Französischen von Kristian Wachinger
Rowohlt, 2016 | 528 Seiten | 22,95 Euro

»... dass du von nun an fallen könntest«

GISELA FICHTL

Ein etwas achtsamerer Blick in der U-Bahn, ein vages Unbehagen in größeren Menschenmengen, die Gewissheit vor allem, dass irgendwann irgendwo wieder wahllos Menschen getötet werden – der Terror ist längst angekommen bei uns allen, die Ungewissheit ein mehr oder weniger zaghafter Basso continuo unseres Alltags geworden. Laurence Tardieu schildert in »So laut die Stille« eben diese Erfahrung mit poetischer Eindringlichkeit als eine Art persönliches Tagebuch, aufrichtig und mit essayistischer Prägnanz. Es ist das Jahr der Anschläge in Paris 2015: die beiden Massaker in der Redaktion von »Charlie Hebdo« und dem jüdischen Supermarkt am 7. und 9. Januar und die vielen Todesopfer in der Konzerthalle des Bataclan, den Straßencafés und Restaurants am 13. November. Dabei beschäftigt die schwangere Ich-Erzählerin zunächst ein ganz anderes, sehr persönlicher Schmerz: Das Haus ihrer Großeltern in Nizza, das für sie Rückzugsort und Zuflucht bedeutet, muss verkauft werden. Als Schriftstellerin versucht sie, poetisch zu retten, was dieser Ort für sie ausmacht, seine Ruhe, seine Schönheit und Besonderheit im Wort festzuhalten, es für ihre

Töchter, für ihr ungeborenes Kind, für die Leser zu bewahren. Doch dieses Projekt macht der Terror jäh zunichte. Es erscheint plötzlich belanglos angesichts des Leids in der unmittelbaren

Wie lässt sich leben in einer Welt ohne sicheren Boden?



Laurence Tardieu begibt sich in ihrem neuen Buch auf die Suche nach Halt.

Schwangerschaft ineinander: haltlos in der Angst – erzählt ohne Punkt und Komma –, aber bewusst und reflektiert in der Trauer um das Haus und der Hoffnung auf das werdende

Leben bis zur Geburt – erzählt in klaren Sätzen oder poetischen Bildern. Sie beobachtet schonungslos, wie sich ihre Wahrnehmung verändert. »Zum ersten Mal in meinem Leben blieb mein Blick an äußeren Religionskennzeichen hängen. Zum ersten Mal warfen sie Fragen in mir auf, bohrende Fragen.« Am Ende wird aus den drei Strängen, die zunächst unvereinbar nebeneinanderstehen, ein starkes Seil geflochten sein, an dem man sich halten kann in der Erkenntnis: »Ja, der Beginn des Lebens war genau das: zu erfahren, und zwar mit dem ganzen Körper, dass du von nun an fallen könntest.« Um dann »alles noch einmal zu entdecken, mit einem Blick der keiner Sache überdrüssig ist.« ||

LAURENCE TARDIEU: SO LAUT DIE STILLE

Aus dem Französischen von Kirsten Gleinig
Nachwort von Husch Josten | edition fünf, 2017
168 Seiten | 19 Euro

Anzeige

58. MÜNCHNER
BÜCHERSCHAUforum • autoren
KURATORIN 2017 DORIS DÖRRIEL I T E R
A T U R H
A U S M Ü
N C H E N

Veranstalter
Börsenverein des Deutschen Buchhandels Bayern
L I T E R A T U R H A U S M Ü N C H E N

In Zusammenarbeit mit
Landeshauptstadt München Kulturreferat
Medienpartner
BR BAYERN
C M

Förderer
DATEV
pwc
Bayerisches Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst

»Weil sie nicht die gleiche Nase haben«

Gaël Faye, in Burundi geboren, hat der Bürgerkrieg aus seinem Land und seiner Kindheit vertrieben, als er dreizehn war. Er floh nach Frankreich, in das Herkunftsland seines Vaters. Die ersten freien Wahlen in Burundi im Juni 1993 hatten mit einem Staatsstreich geendet, der aus dem Ruder lief und eine Atmosphäre der Gewalt schuf, die später im Genozid an den Tutsi mündete. Nicht nur das hat der Autor mit dem Protagonisten seines Debütromans »Kleines Land« gemein. Der kleine Gabriel, genannt Gaby, hat ebenfalls einen französischen Vater, der nach Burundi ausgewandert, und eine ruandische Mutter, die nach Burundi geflohen ist. Es ist die Geschichte der eigenen Kindheit, die der 1982 geborene Autor literarisch verarbeitet.

Gaby und seine Schwester Ana wachsen im bürgerlichen Haus des Vaters mit Bediensteten und einem großen Garten im privilegierten Auswandererquartier des Orts in einem Kindheitsparadies auf, weitgehend unbehelligt von den Erwachsenen. Doch die Vorboten des Hasses zwischen Hutu und Tutsi, auf die bald eine Welle unsäglicher Gewalt folgen wird, sind immer weniger zu übersehen. Sie wohnen im selben Land, sie sprechen dieselbe Sprache, sie haben denselben Gott. »Aber ... warum machen sie dann Krieg?«, fragt der kleine Gaby. »Weil sie nicht die gleiche Nase haben«, lautet die lakonische Antwort des Vaters.

Inzwischen ist der kleine Junge erwachsen, lebt nicht mehr in Burundi, sondern in Frankreich. Doch es treibt ihn zurück: »Ich dachte, ich sei aus meinem Leben verbannt. Doch als ich zurückkehrte, (...) begriff ich, dass ich aus meiner Kindheit verbannt war. Was mir noch viel grausamer erschien.« Er erzählt aus der Perspektive des Zehnjährigen

von dieser Kindheit, die schon vor den blutigen Auseinandersetzungen zwischen Hutu und Tutsi so unbeschwert gar nicht ist. Die Ehe der Eltern ist zerrüttet, und schließlich verlässt die Mutter die Familie. Doch Gaby hält krampfhaft fest an seinem Idyll, den Spielen mit den Freunden aus der Sackgasse, in der sie leben – im wörtlichen, wie im übertragenen Sinn: so geschützt und abgeschieden, wie außen vor und gefangen. Wie auf einer Rutschbahn geraten sie alle in den Sog der

Gaël Faye begann seine berufliche Karriere als Investmentbanker und mutierte zum Rapper und Liedtexter.



In seinem beeindruckenden Debütroman verarbeitet er seine Kindheit in Burundi.

Gewalt, die Erwachsenen ebenso wie die Kinder. »Diese giftige Lava, die breiten Blutströme sollten bald wieder an die Oberfläche quellen.«

Das Paradies der Kindheit mutiert zur Hölle, doch der kleine Junge ist nicht bereit, diese Wahrheit zu akzeptieren und spinnt sich mehr und mehr in seine Fantasiewelt ein. Er will um jeden Preis festhalten am Kindsein, am Frieden, will nicht sehen, wie sich seine Freunde auf die eine oder andere Seite schlagen, nicht den Genozid an den Tutsi und nicht das skandalöse Schweigen des Westens. »Mein Glück war meine Festung und meine Naivität meine Kapelle.« Genial, wie Gaël Faye das langsame Einsickern der Realität in die Wahrnehmung des Jungen erzählt. Auch er wird seine Unschuld verlieren und die Scham darüber wird zu seinem Begleiter bis ins Erwach-

senalter. Und doch ist Gaël Faye auch ein heiteres Buch gelungen. Beim Schreiben, sagt er, habe er öfter gelacht als geweint.

Gaël Faye darf man getrost den Autoren zurechnen, die Sigrid Löffler in ihrem Buch »Die neue Weltliteratur« so treffend skizziert. Sie schaffen eine nicht westliche, von Migration und Sprachwechseln, nicht selten auch von Flucht, Zerfall und Krieg geprägte Literatur, die eine besondere »Intensität der ästhetischen Energie« entwickelt. Gaël Faye kam über Umwege zum Schreiben. Nach seinem Studium in Paris arbeitete er zwei Jahre als Investmentbanker in London, ging zurück nach Paris, entdeckte den Rap für sich und begann, Liedtexte zu schreiben. Seine ersten beiden Alben waren so erfolgreich, dass er den Sprung ins freie Künstlerdasein wagte. Doch »das Lied hat seine Grenzen«, sagt er, deshalb wollte er »eine längere Reise antreten« und einen Roman schreiben. »Kleines Land« ist in seiner Präsenz und machtvollen Authentizität von einer erzählerischen Dringlichkeit, die einen unmittelbar betrifft, und zugleich voller Poesie und Zartheit. Am 24. Oktober kann man den wortmächtigen, charismatischen Autor im Literaturhaus erleben. || gf

GAËL FAYE: KLEINES LAND

Aus dem Französischen von Andrea Alvermann, Brigitte Große | Piper, 2017
224 Seiten | 20 Euro

AUTORENLESUNG, 24. OKTOBER

Moderation: Tanja Graf | Veranstaltung in frz. und dt. Sprache | Literaturhaus, Foyer Salvadorplatz 1 | 20 Uhr, Foyer-Bar ab 19 Uhr

Der dunkle Fleck

»Wenn mir jemand eine Geschichte erzählt, will ich wissen, wer sie erzählt«, schreibt der Autor Emmanuel Carrère. Wer die Geschichten seiner eigenen Bücher erzählt, steht außer Frage. Bei ihm fällt das Erzähl-Ich mit dem Autor selbst in eins. Deshalb die Literaturkritik in jüngster Zeit dazu übergegangen ist, Carrères Arbeiten als Autofiktionen zu bezeichnen, was die Sache ganz gut trifft. Egal ob in »Amok«, »Limonow«, »Alles ist wahr« oder »Das Reich Gottes« – es ist konsequent Carrère selbst, der da »Ich« sagt, der Ausgangspunkt und das Epizentrum des Erzählgewebes. So auch in »Ein russischer Roman«. Darin macht sich Carrère auf in die Ferne. Dorthin,

wo es nicht weiter vom eigenen Ich und dem Glück oder Unglück im Winkel entfernt sein könnte – in die sibirische Weite. 850 Kilometer von der russischen Hauptstadt entfernt, spuckt die transsibirische Eisenbahn Carrère in einem Kaff namens Kotelnitsch aus. Er stößt dort auf die Geschichte eines Mannes, die einzigartig kaum sein könnte, und findet über sie zurück zum eigenen Ich und einem dunklen Kapitel in der Familiengeschichte. Bei dem Mann, der in der Nerven-

heilanstalt dieses postsowjetisch, beinahe schon postapokalyptisch anmutenden Städtchens vor sich hin verwittert, handelt es sich um den letzten russischen Kriegsgefangenen. Einst wurde er als Nazikollaborateur von der



Emmanuel Carrère spürt den dunklen Kapiteln seiner Familiengeschichte nach und

erzählt die ergreifende Geschichte des letzten verbliebenen russischen Kriegsgefangenen.

Roten Armee festgesetzt und im Anschluss schlicht vergessen. So vergingen die Jahrzehnte. Daheim in Ungarn konnte sich kein Mensch an ihn erinnern. Es fragte niemand nach, also blieb der Mann in Kotelnitsch. Carrère nimmt sich in »Ein russischer Roman« seines Schicksals an, und das hat eben auch Gründe, die in der Autobiografie des Autors liegen. Genauer gesagt weist das Schicksal des verlorenen Kriegsgefangenen Parallelen zu Carrères Großvater auf. Ein heikles Thema

in der Geschichte der Intellektuellenfamilie – Carrères Mutter ist eine der führenden Historikerinnen des Landes. Heikel, weil der Großvater georgischer Abstammung in der Besatzungszeit mit den Nazis kollaborierte.

Von der Résistance entführt, verschwand er für immer – höchstwahrscheinlich wurde er von Widerstandskämpfern hingerichtet. Der Mutter versprach Carrère einst, diesen dunklen Fleck der Familiengeschichte nicht zum Gegenstand seiner literarischen Betrachtungen zu machen. »Ein russischer Roman« ist daher der Bruch eines Schwurs. Er zeigt, warum er zwingend ist und er zeigt, warum es für Carrère essenziell ist, dabei vom eigenen Ich auszugehen. Nicht um in der literarischen Nabelschau zu verweilen, sondern um vom Speziellen ins Allgemeine zu kommen. Vom Ich zum Wir einer großen Erzählung eben – eine solche ist »Ein russischer Roman«. || cs

EMMANUEL CARRÈRE: EIN RUSSISCHER ROMAN

Aus dem Französischen von Claudia Hamm Matthes & Seitz, 2017 | 282 Seiten | 22 Euro



UNBEDINGT!

Olga Mannheimer hat passend zum Ehrengast Frankreich auf der diesjährigen Buchmesse eine Anthologie mit Texten französischer Autorinnen und Autoren vorgelegt. Die in Polen geborene Publizistin und Übersetzerin hat einen Teil ihrer frühen Jugend in Frankreich verbracht, bevor sie 1972 nach München kam und blieb. Die persönliche Bindung an Frankreich und die eigene Biografie spiegeln sich denn auch in der Wahl der Texte. Dabei ist Literarisches versammelt ebenso wie essayistische Texte über die Franzosen und ihr Land, die nicht nur von Schriftstellern, sondern auch von Philosophen und Soziologen stammen. Ein multiperspektivischer Blick in die Seele und die Befindlichkeit unserer Nachbarn also. Die einzelnen Beiträge sind mit losem Faden verbunden, Assoziationen, Anspielungen in einen, die zum Aufhänger für den nächsten Text werden. Allein diesen Fäden nachzuspinnen, den thematischen Bögen zu folgen, macht großes Vergnügen: Politik und Terror, Klischees über Frankreich, die Bedeutung des Ästhetischen, der französische Intellektualismus und vieles mehr. Noch vergnüglicher sind freilich die Texte selbst (zum Teil neu oder zum ersten Mal ins Deutsche übertragen), die viel Typisches aufspießen und dieses Land, das politisch nicht weniger zerrissen ist als der Rest der westlichen Welt – dies aber auf typisch französische Weise –, in all seinen Facetten beleuchtet. Da kommen etwa der kritische Soziologe Didier Eribon zu Wort, Alain Finkielkraut, Roland Barthes, Henri Bergson, E. M. Cioran ebenso wie Michel Houellebecq, Patrick Modiano, Cécile Wajsbrot, Philippe Delerm und Antoine Leiris – aber auch berühmte Autoren aus vergangenen Tagen wie Samuel Beckett, Paul Valéry bis hin zu Choderlos de Laclos und Jean de la Bruyère. Sie alle treten auf höchst anregende Weise in Dialog miteinander.

Es ist eine persönliche Auswahl, die dem Anspruch der Repräsentativität an eine Anthologie dennoch bestens standhält. Und – auch das ein wesentliches Kriterium für eine gelungene Zusammenstellung – Lust macht auf Neu- und Wiederentdeckungen. Eine schöne Idee sind die originalsprachlichen Zitate, die weit mehr sind als Lokalkolorit. Farblich abgesetzt, alle paar Seiten klug in die Texte eingestreut, kann man sie als Kommentare dazu lesen, aber mit großem Gewinn auch einzeln. Ein wenig schade nur, dass zwar die Quellen der Texte und Textauszüge im Anhang genannt sind, man die Lebensdaten und Einordnung der Autoren jedoch vergeblich sucht. Dennoch: Dieses Buch ist die perfekte Lektüre, um sich dem heutigen Frankreich zu nähern – nicht nur auf dem Weg zur und von der Buchmesse. || gf



OLGA MANNHEIMER (HRSG.): BLAU WEISS ROT. FRANKREICH ERZÄHLT dtv premium, 2017 | 352 Seiten | 16,90 Euro

MÜNCHNER
AUTOREN | 4

ERNST AUGUSTIN

Die Geschichten der Gebrüder Grimm beginnen mit »Es war einmal ...«. Ganz anders der Anfang im orientalischen Märchen. Hier heißt es »Es war und es war nicht«. Ernst Augustin, der am 31. Oktober 90 Jahre alt werden wird, ist diese Unterscheidung so wichtig, dass er sie in einem seiner wunderbar fabulierfreudigen Romane eigens erwähnt. Nicht, weil es gerade in den Kontext der Geschichte gepasst hätte. Und schon gar nicht aus einer schriftstellerischen Laune heraus. Sondern weil der Unterschied fundamental für sein Denken und Schreiben ist und seine Weltsicht anzeigt.

»Ich empfinde ununterbrochen die Doppelbödigkeit: Dieses, es ist wahr und es ist nicht wahr«, gestand er einmal bei einem Besuch in seinem Haus in Neuhausen und kicherte dabei sein typisches, verschmitztes Lachen. Für Augustin, Facharzt für Psychiatrie und Neurologie und von 1962

bis 1985 als psychiatrischer Gutachter in München tätig, ist die Fantasie ebenso eine Wahrheit wie der Traum oder die Schizophrenie. »Meine Fantasie«, so der Autor, »ist zu allem fähig.« Bis in seinen unverwechselbaren Stil hat sich diese Empfindung eingeschrieben. Der Leser seiner insgesamt zwölf Romane von »Der Kopf« (1962) über »Raumlicht: Der Fall der Evelyne B.« (1976) und »Mahmud der Schlächter oder Der feine Weg« (1992, Titel der Neuausgabe von 2003 »Mahmud der Bastard«) bis zu »Das Monster von Neuhausen« (2015) stößt immer wieder auf eingeschobene Klammern, die eine alternative als die gerade gelieferte Lesart des Geschehens anbieten. Gleichzeitig darf man sie als rhythmische Kontrapunkte verstehen – der begeisterte Salsatänzer Ernst Augustin weiß, wie man den Leser zu führen hat.

Nichts ist bei ihm so, wie es scheint. Eine Stelle aus dem witzig aberwitzigen Künstler- und Falschmünzer-Roman »Gutes Geld« steht dafür beispielhaft: »Neben der Haustür Namensschilder mit Klingeln: Mauser, Hartenberg, Kalanke und Fajngold. Wovon die ersten drei fiktiv waren (...), niemand wohnte dort, und die Klingeldrähte endeten blind, eine Eigenheit des Onkels, der noch mehr solcher Irreführungen installiert hatte (...).« Wer je die Gelegenheit hatte, den seit einigen Jahren aufgrund einer missglückten Operation geblinden Schriftsteller in seinem Haus zu besuchen, der durfte verwundert feststellen: Die Beschreibung aus »Gutes Geld« war nicht nur ein Fantasieprodukt Augustins, sondern ganz und gar real.

Seine Frau, die Künstlerin Inge Augustin, kleidete die Wände mit surreal anmutenden Trompe-l'œil-Malereien aus, die Bibliothek glich einer Schiffskabine, im Keller gab es eine Miami-Disco, überall Spiegel. Und wollte man zur Eingangstür wieder hinaus, so musste einen der Hausherr begleiten, von alleine wäre man an dem eigens erdachten, höchst vertrackten Schließmechanismus gnadenlos gescheitert und ein Gefangener des Hauses Augustin geblieben. Ernst Augustins Leidenschaft für Architektur – gegenüber der FAZ sagte er einmal, es ginge ihm darum, der eigenen Existenz eine dreidimensionale Form zu geben – hat literarisch letztgültige Gestalt in dem 2012 erschienenen Roman »Robinsons blaues Haus« angenommen. Dieses kann man auch als Handbuch des Wohnens lesen. Da gibt es das kleinste Haus auf Erden in Form eines stehenden Mantels, den der Schriftsteller selbst im Londoner Finsbury Park gesehen hat. Und es gibt das größte denkbare Haus in der Südsee, die letztlich für die ganze Welt steht.

Augustin wurde 1927 im schlesischen Hirschberg (heute Jelenia Góra) geboren und ist in Schwerein aufgewachsen. Nach dem Krieg studierte er u.a. in Ostberlin Medizin, flüchtete 1958 in den Westen und leitete sodann drei Jahre lang ein amerikanisches Krankenhaus in Afghanistan, ehe er 1961 Stationsarzt an der Nervenklinik der Universität München wurde. Eine Tätigkeit, die er kurz darauf aufgab. Lieber wollte er neben seiner Arbeit als Gutachter reisen und schreiben, was bei Augustin untrennbar miteinander verbunden ist und häufig Niederschlag in seinen preisgekrönten Romanen gefunden hat. Dem Literaturbetrieb blieb er trotzdem fern – »er war für mich farblos« –, und blieb nicht zuletzt deshalb ein »ewiger Geheimtipp«, von den Kollegen hochgeschätzt, von den Lesern sträflich übersehen. Seine eigenen literarischen Vorbilder hat man bei den Romantikern zu suchen, aber auch bei Thomas Mann.

Augustins Romane schreiten die komplexen Innenräume unserer Psyche ebenso ab wie die Welt da draußen und erzählen allesamt Überlebensgeschichten. »Das Leben ist ein Säbelzahniger«, heißt es in »Robinsons blaues Haus«. Nicht zuletzt taucht München, wo Augustin seit fünf Jahrzehnten lebt, regelmäßig in seinen Büchern auf, gerne »im schweren Sommer«, wie in »Die Schule der Nackten« von 2003, wo jeder ins Freibad strömt: »Männer mit Bäuchen gehen dahin, Frauen in Flatterhosen, gehen hin und kehren nicht zurück, und wenn, dann nicht so, wie sie gekommen sind.« Wir gratulieren einem der originellsten Schriftsteller deutscher Sprache.



Ernst Augustin | © Verlag C.H. Beck

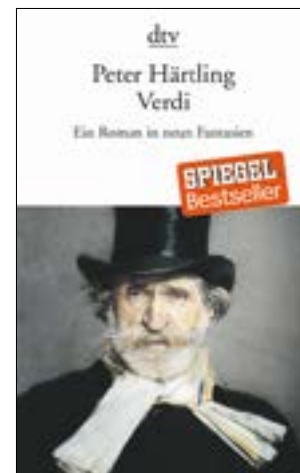
Der ewige
Wanderer

THILO WYDRA

»Fremd bin ich eingezogen / Fremd zieh ich wieder aus.« Zwei Verseilen aus Wilhelm Müllers Gedichtzyklus »Die Winterreise«, den Franz Schubert musikalisch umsetzte. Peter Härtling verwendete das romantische Thema leitmotivisch in seinem Buch »Der Wanderer«, verknüpfte es mit seiner Autobiografie. Seiner großen, viel beachteten Romanbiografie »Schubert« (1992) über den Komponisten gingen Bücher wie »Hölderlin« (1976) voraus und folgten andere wie etwa »Schumanns Schatten« (1996). Peter Härtling, 1933 in Chemnitz geboren, selbst ein Wanderer zwischen den Welten, ein im Zweiten Weltkrieg mit der Mutter Geflohener, ein in sich und in der Welt explizit Unbehauster – er hat mit dem Genre der semifiktionalen Biografie großer Künstler, meist Dichter und Musiker der Romantik, sein literarisches Zuhause gefunden. Seine vielen Novellen und Romane sind fiktiv, und doch sind sie auch biografisch, beruhen auf recherchierten, historischen Tatsachen. Er war ein Meister darin, ein empathischer Köhner.

In seiner letzten Arbeit, »Verdi. Ein Roman in neun Fantasien«, spürt er dem alternden Komponisten des »Otello« und des »Falstaff« nach im Härtling-schen Sprachduktus und erzählt von seiner Liebe zu Peppina, seiner zweiten Frau. Oft sind Härtling-Romane auch flammende, berührende, sanfte Liebesromane. »Verdi« ist als Taschenbuch im Juni 2017 neu erschienen, wenige Wochen, bevor Peter Härtling am 10. Juli in seiner südhessischen Heimat zwischen Wiesbaden und Frankfurt mit 83 Jahren starb.

Peter Härtling war – eine Seltenheit bei Schriftstellern seines Ranges – auch Autor zahlreicher Kinderbücher. Sie lagen ihm am Herzen. Er war sich nicht zu fein, auch für die Jüngeren zu schreiben. Ganz im Gegenteil. Sozialkritische Kinderbücher wie etwa »Ben liebt Anna« (1979), »Oma« (1975) oder »Das war der Hirbel« (1973) sind längst zu Klassikern avanciert und stehen zeitlich vor seinen



Der im Juli gestorbene Peter Härtling hinterlässt zwei letzte Bücher.



großen (Erwachsenen-)Romanen. Und auch hier gibt es eine letzte Arbeit, eine, die jüngst erst erschienen ist, in der er sich in klarer, einfacher, unprätentiöser Sprache mit einem seiner Lebensthemen auseinandersetzt: »Djadi, Flüchtlingsjunge« (2017). Wie der kleine syrische Junge Djadi, schätzungsweise elf Jahre alt, in einer Frankfurter Wohngemeinschaft unterkommt, in die Schule lernt, eine andere Sprache lernt, sich neu zurechtfindet – davon erzählt der sensible Menschenfreund Peter Härtling, den der Leser mit etwas Fantasie in der Figur des alten Wladi wiedererkennen mag. »Djadi, Flüchtlingsjunge« und »Verdi« schließen nun ein facettenreiches Œuvre ab, das vor mehr als sechs Jahrzehnten, in den frühen 1950er Jahren, begonnen wurde.

Peter Härtling – dieser emotionale Erzähler von Künstlerleben, dieser unnachgiebige Bewältiger deutscher Vergangenheit, mit unzähligen Preisen ausgezeichnet –, er war ohne Zweifel einer der großen deutschsprachigen Gegenwartsschriftsteller. Er wird fehlen. Seine teils von großer Zärtlichkeit und Melancholie durchdrungenen Bücher aber werden bleiben. Und seine Leser werden vielleicht etwas weniger frösteln in dieser unruhigen Welt. So steht es

schon in Härtlings »Der Wanderer«, vor bald 30 Jahren, 1988 erschienen, auf geradezu antizipierende Weise: »Wir gleichen dem namenlosen Wanderer. Wir wandern nicht mehr, um anzukommen, wir sind unterwegs in einer frostigen, auskühlenden Welt.« ||

PETER HÄRTLING:
VERDI. EIN ROMAN IN NEUN FANTASIEN.
dtv, 2017 | 216 Seiten | 10,90 Euro

DJADI, FLÜCHTLINGSJUNGE.
Beltz & Gelberg, 2017 | 116 Seiten | 12,95 Euro
ab 10 Jahren

Anzeige

14|09–29|10|2017

Erinnerung
bewahrenSklaven- und
Zwangsarbeiter des
Dritten Reiches
aus Polen 1939–1945NS-Dokumentationszentrum
München
Lern- und Erinnerungsort zur
Geschichte des NationalsozialismusBrienner Straße 34 | 80333 München
Di–So 10–19 Uhr
www.ns-dokumentation-muenchen.de

Foto: Weibliche KZ-Häftlinge im Steinbruch des KZ Krakau-Plaszow | Archiv des Instituts des Nationalen Gedenkens

Arundhati Roy
© Chiara Goia



»Jetzt ist die Zeit, unsere Stimme zu erheben«

Frau Roy, wie sind die Reaktionen auf Ihren neuen Roman in Indien?

Die Verkaufszahlen sind hoch, die Kritiken unterschiedlich, aber ich habe noch keine Lesungen in Indien gemacht, weil ich erst eine Weile abwarten wollte. Wir haben momentan schwierige Zeiten. Als ich meinen letzten Essayband vorstellte, haben Schlägertrupps die Bühne verwüstet. Ich möchte nicht, dass die ersten Nachrichten über meinen neuen Roman mit diesen Schlägern zu tun haben. Inzwischen gibt es aber schon die ersten Raubkopien (lacht). In Indien werden alle erfolgreichen Bücher als Raubkopien gehandelt.

Momentan spitzt sich das politische Klima in Indien zu. Anfang September wurde in Bangalore eine regierungskritische Journalistin und Freundin von Ihnen ermordet. Was bedeutet dieses Verbrechen für Indien?

Es bedeutet auf jeden Fall eine neue Dimension, denn zum ersten Mal wurde in dieser Weise eine Frau aus nächster Nähe erschossen, einmal vom Mord an Indira Gandhi abgesehen. Der Raum für öffentliche Debatten ist in letzter Zeit rapide geschrumpft, aber es gibt auch zunehmend Proteste gegen Einschüchterung. Der Mord ist ein Wendepunkt, aber wir wissen noch nicht, was jetzt kommt. Mich beunruhigt, dass die Regierung angesichts ihres Versagens an allen Fronten gezielt den Hass anstachelt und zum Mord an Muslimen aufruft. Es ist eine extrem unsichere Situation. **Welche Erklärung sehen Sie für diesen extremen Hindu-Nationalismus?**

Die Bharatiya-Janata-Partei verfolgt schon lange eine Politik der Ausgrenzung vor allem gegenüber Muslimen. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 hat die Partei die internationale Lage genutzt, um ihre Vorstellungen voranzubringen. Hindu-Nationalismus und die Privatisierung der Wirtschaft gehen dabei Hand in Hand. Die neue Mittelklasse in Indien ist sehr nationalistisch eingestellt, aber jetzt sinken die Wachstumsraten, es gibt mehr Arbeitslose und viel Frustration. Diese Wut wird gezielt gegen Muslime gelenkt, aber ich glaube nicht, dass das allzu lange funktioniert.

In ihrem neuen Roman »Das Ministerium des äußersten Glücks« schildert Arundhati Roy Menschen am Rande der indischen Gesellschaft, die auf der Suche nach Liebe sind. Zwanzig Jahre mussten ihre Leser nach »Der Gott der kleinen Dinge« auf dieses Buch warten.

Sie schildern in Ihrem neuen Roman die geradezu obszöne Kluft zwischen Arm und Reich in Indien. Das ist weltweit ein Problem, aber debattiert wird meist über Identität und nicht über soziale Gerechtigkeit. Woran liegt das?

Die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich schafft erst den Rückzug in die eigene Identität, in Indien, aber auch weltweit. Wenn es einen Konflikt zwischen zwei Kasten gibt, dann liegt die Ursache für den Streit vielleicht darin, dass der Zugang zu Ressourcen wie Land oder Wasser schwieriger geworden ist. Wie meldet man seine Ansprüche am besten an? Indem man der eigenen Gruppe ein vorrangiges Recht zuschreibt. Wir haben in Europa vor dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg gesehen, was passiert, wenn man sich in einen starken Nationalismus zurückzieht. Das Phänomen ist also nicht neu, aber es stellt ein sehr ernstes Problem dar. Diese Art der Argumentation hat überall ihr ganz eigenes Gesicht.

Gibt es denn in Indien eine Vision für eine andere Politik?

Es gibt solche Visionen, aber niemand hört auf sie. Das sind keine großen Utopien, es geht mehr darum, dass es bei jeder einzelnen Entscheidung eine andere Möglichkeit gibt. Statt eines Riesendamms kann man einen kleinen Staudamm bauen. Es ist keine dritte Ideologie jenseits von Kapitalismus und Kommunismus. Man muss einfach damit anfangen, Dinge zu überdenken, wenn man sieht, welche Folgen sie haben. Besonders nach allem, was wir über den Klimawandel wissen. **Sie sind ja auch als politische Aktivistin sehr engagiert ...**

Ich mag das Wort »Aktivistin« nicht so gerne. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber früher waren Schriftsteller, die sich politisch engagiert haben, einfach nur Dichter. Für mich ist diese Aufteilung in Schriftstellerin und Aktivistin nur ein Versuch, das Schreiben selbst als weniger bedeutend darzustellen. Manchmal schreibe ich Literatur, manchmal einen Sachtext, aber es ist immer das Schreiben selbst, das zählt. Ich leite ja keine politische Bewegung.

Woher kommt Ihr beeindruckendes Engagement?

Der »Gott der kleinen Dinge« ist ein sehr politisches Buch. Ich stand jahrelang in Kerala vor Gericht, weil ich mit meiner Kritik am Kastensystem angeblich die »öffentliche Moral« gefährdet habe. Anders als die meisten Inder gehöre ich nicht zu einer bestimmten Kaste, weil meine Mutter als Christin einen Hindu geheiratet hat und später geschieden wurde.

Man kann immer von innen oder von außen auf Dinge schauen. Für mich ist diese Hierarchie der Kasten das Schlimmste in Indien. Wir sind eine Gesellschaft, die die Ungerechtigkeit institutionalisiert hat, sie fast schon als ein Element des Hinduismus heiligspricht. Für mich ist es verabscheuungswürdig, Menschen so einzuteilen.

Haben Sie durch Ihre Herkunft einen anderen Blick auf die Dinge?

Ich denke schon, aber es kommt noch etwas anderes dazu. Nachdem ich für meinen ersten Roman im Jahr 1997 den Booker Prize bekommen hatte, war ich weltweit auf allen Magazin-Titelseiten abgebildet. Bald danach ist die rechtsgerichtete Bharatiya-Janata-Partei an die Macht gekommen, und ich wurde als das Gesicht der neuen Supermacht Indien vermarktet. Aber das bin ich nicht!

Es war sehr unangenehm für mich, weltweit

als Vertreterin eines Landes gefeiert zu werden, in dem derart große Ungerechtigkeit herrscht: Viele Menschen können noch nicht einmal lesen und schreiben oder haben nicht genug zu essen. Ich wollte zu genau diesen Menschen gehen, über sie schreiben und mit ihnen solidarisch sein. Ich konnte einfach nicht mit dieser glitzernden literarischen Karriere weitermachen. Das hat viele Menschen in Indien verärgert. Aber es gibt auch viel Zuneigung, wenn ich genau jene Orte besuche, an die sonst niemand geht.

Sie sind momentan auf Lesereise in Europa. Wie wird es sein, wenn Sie nach Indien zurückkehren?

In Indien muss man immer etwas vorsichtig sein und die Situation genau einschätzen. Vor allem die Fernsehsender verbreiten gefährliche Hetze. Ich habe keine Angst, aber ich will auch nicht zur Märtyrerin werden. Trotzdem möchte ich zurückgehen, denn jetzt ist die Zeit, um unsere Stimme zu erheben. ||

INTERVIEW: CLAUDIA MENDE

ARUNDHATI ROY: DAS MINISTERIUM DES ÄUSSERSTEN GLÜCKS

Aus dem Englischen von Anette Grube
S. Fischer, 2017 | 560 Seiten | 24 Euro

LYRIK



Filippo Tommaso Marinetti: »Les mots en liberté futuristes« | 1919
© Bayerische Staatsbibliothek

SHOWCASE – KÜNSTLERBÜCHER AUS DER SAMMLUNG DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Bayerische Staatsbibliothek, 1. OG | Ludwigstr. 16 | **bis 7. Januar** | Mo bis Fr 10–18 Uhr, So 13–17 Uhr, feiertags geschl. | Eintritt frei | virtuelle Vorschau im Netz: www.showcase-bsb.de Katalog (376 S., zahlr. Abb.), 39 Euro | **7. Nov.:** Begleitveranstaltung »We keep on fighting ...« mit den Künstlerbuch-Sammlern Hubert Kretschmer und Reinhard Grüner, Anmeldung: 089 28638-2115 | www.bsb-muenchen.de

»Unsere Parolibera-Tafeln hingegen unterscheiden uns endlich von Homer, da sie nicht mehr die erzählerische Aufeinanderfolge, sondern den simultanen Vielfachausdruck der Welt enthalten«, erläuterte Filippo Tommaso Marinetti. Das Poem ist eine der Ausklapptafeln in dem Band »Les mots en liberté futuristes«, das 1919 im Mailänder Verlag Edizioni futuriste di »Poe-

sia« erschien. Marinetti hatte 1905 die Zeitschrift und den Verlag gegründet, wo die Zeitgenossen zuerst den freien Vers diskutierten und ab 1909 dann der Futurismus propagiert wurde. Die »Parole in libertà« befreiten nicht nur die Worte und die Syntax, sie revolutionierten, wie man sieht, damit auch die Typographie.

Das Blatt ist noch über Weihnachten in der ersten Vitrine der Ausstellung von Künstlerbüchern zu sehen, die die Staatsbibliothek aus den gradiosen Beständen ihrer Spezialsammlung speist. Unter den 70 Buch-Objekten vom Gedichtband über Schallplatte und Sammelschachtel bis zum Comic begegnet man großen Namen und kann viele Entdeckungen machen. Lyrik-Illustrationen des Pop-Surrealisten Macho von 1972, bestehend aus zwölf Kunststoffwürfeln mit eingegossenen Objekten, zeigen exemplarisch, was Künstler mit dem Medienformat Buch anstellen und aus ihm entwickeln. Was für ein Bilder-Buch zum Schluss hinter dem Vorhang aufscheint, sei nicht verraten. || **tb**

Anzeige

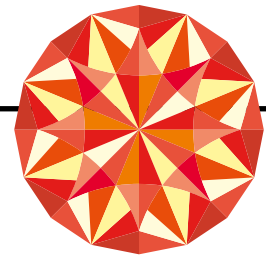
MITTWOCH, 18. OKTOBER | 19.30 UHR | EINTRITT FREI
LOST WEEKEND, SCHELLINGSTR. 3
MF IM DIALOG:
DAS VERFLIXTE 7. JAHR:
WAS WAR, WAS IST, WAS KOMMT?

HERAUSGEBER UND REDAKTIONSMITGLIEDER DES MÜNCHNER FEUILLETONS
IM GESPRÄCH MIT LESERN, ABONNENTEN UND INTERESSENTEN

WWW.MUENCHNER-FEUILLETON.DE
WWW.LOSTWEEKEND.DE

LOST WEEK END

MF



So, 8.10. bis Di, 17.10.

**THEATER | ELMAR GOLEM:
»ZWEI ALTE MIMEN WARTEN IN
DER KANTINE AUF ...?«**

Metropoltheater | 19.00 | Floriansmühlstr. 5
Tickets: www.metropoltheater.com | auch 9.–17.10.,
Mo bis Sa, 20 Uhr, So 19 Uhr

Zwei alte Schauspieler haben in ihrer gemeinsam über 100-jährigen Theatererfahrung noch keinen einzigen Beckett gespielt und sind nun als Wladimir und Estragon für »Warten auf Godot« besetzt. Sie sind Feuer und Flamme, doch aus unerklärlichen Gründen platzt die Produktion. Jetzt sitzen sie in der trostlosen Theaterkantine und warten. Auf ein neues Stück? Den nächsten Regisseur? Ein anderes Theater? Auf den Sinn des Lebens? Oder auf den Tod? Mit »Zwei alte Mimen« erfüllen sich Rüdiger Hacker und Gerd Lohmeyer einen lang gehegten Wunsch: endlich einmal gemeinsam auf der Bühne – zu warten.

Di, 10.10.

**VORTRAG UND GESPRÄCH
»TEMPORÄRES GEDENKEN
IM ÖFFENTLICHEN RAUM«**

NS-Dokumentationszentrum, Auditorium
19.00 | Briener Str. 33 | www.ns-dokuzentrum-muenchen.de

Welche Eigenschaften soll Erinnerungskultur haben, damit sie ihr Ziel erreicht? Mit dem Objekt RESTLICHT leistet der Bildhauer Werner Mally einen innovativen Beitrag zu dieser Frage. Mit seinem transportablen Baldachin setzte er, bis dieser vom Bezirksklinikum Haar angekauft wurde, auf temporäre Sichtbarkeit. Eckart Dietzfelbinger, Kurator und Historiker, erläutert in seinem Vortrag die Skulptur im Kontext der Diskussion um Gedenkformen. Im Anschluss spricht er mit Werner Mally über das Projekt RESTLICHT.

Di, 10.10.

**LESUNG | LEA SINGER:
»POESIE DER HÖRIGKEIT«**

Buch & Bohne | 19.30 | Kapuzinerplatz 4
Tickets: Abendkasse | Anmeldung: 089 374 14060,
veranstaltungen@buchbohne.de

Lea Singer erzählt die Geschichte einer erotischen Obsession: Schon als Zwölfjährige verliebte sich Mopsa Sternheim, Tochter des Dramatikers Carl Sternheim, in den sprachmächtigen Gottfried Benn. Der Dichter blieb ihr Lebensthema, »wo er doch so dick und scheußlich ist«. Singer folgt dem Liebesdrama, in dem sich ein halbes Jahrhundert voller Gegensätze und Spannungen abbildet – als langer Weg zu einer späten, erlösenden Entdeckung.

Di, 10.10.

**MUSIK | JAZZ+: ALMUT
KÜHNE / GEBHARD ULLMANN**

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1b
www.jazz-plus.de | www.almutkuehne.de,
www.gebhard-ullmann.com | Tickets: Abendkasse

Almut Kühne, begnadete Vokalistin, improvisiert und interpretiert zeitgenössische und alte Musik, Jazz, Chansons und wirkt in Musiktheaterproduktionen mit. Gebhard Ullmann, seit den 1990er Jahren international bekannter Jazz-Instrumentalist, spielt in diesem Duo Tenorsaxofon, Bassklarinette, Sampler und Looper. Mit ihren musikalischen Grenzgängen öffnen die beiden eine akustische Schatzkiste, die vor Intensität und kreativer Spannung knistert.

Di, 12.10.

**DISKURS | VON ISARTÜRKEN
UND BOSPORUMMÜNCHNERN**

Pasinger Fabrik, Wagenhalle | 19.30
August-Exter-Str. 1 | www.pasinger-fabrik.com

Wie steht es um die deutsch-türkische Freundschaft? Wer beide Seiten in sich trägt oder Beziehungen zu beiden Ländern pflegt, findet

sich oft in einer Zwickmühle aus Rechtfertigung und Abgrenzung wieder. Genauer betrachten dies heute: Deniz Aykanat, Münchnerin und Autorin der deutsch-türkischen Kolumne »Die Isartürkin« in der »Süddeutschen Zeitung«, die Autorinnen Marie Hartlieb und Tuğba Yalçınkaya von Maviblaue-Online Kultür Magazin, Gabi und Erdoğan Altındış von Manzara Istanbul sowie Altoberbürgermeister Christian Ude, der seit 1971 regelmäßig die Türkei bereist und seit seiner Pensionierung den Istanbuler Bürgermeister Ali Kılıç (CHP) des asiatischen Stadtteils Maltepe berät. Es spielen die Unterberger Hofmusikanten.

Fr, 13.10.

**MUSIK | STEFAN NOELLE:
»GIB NOCH MAL SAFT, BEVOR
DU GEHST«**

Kunstforum Arbellapark | 20.00 | Rosenkavalierplatz 16 | Tickets: 089 928781-0,
stb.bogenhausen.kult@muenchen.de
www.muenchner-stadtbibliothek.de/bogenhausen

Stefan Noelle (Gesang, Gitarre und Minimal-schlagzeug) malt in der Tradition der großen europäischen Musikpoeten berührende Bilder und kleidet sie in hinreißende Melodien und sprachliche Eleganz. Er rettet die Frühlingsempfindungen in den melancholischen Herbst, mit dem Auftrag, das Leben bis zum letzten Chlorophylltropfen auszukosten. Max Braun an Bassklarinette und Querflöte und Adrian Reiter an einer countryesken E-Gitarre stehen Noelle bei seiner Saftigkeitsbeschwörung vor Beginn der bröseligen Plätzchenzeit virtuos zur Seite.

bis Sa, 14.10.

**AUSSTELLUNG
IVO RICK UND NICOLA ARTHEN:
»MODUL_AERO«**

Galerie artoxin | Mi bis Fr 14.00–20.00,
Sa 12.00–18.00 | Kirchenstr. 23 | www.artoxin.de

Fast steigt man auf die Kunst, wenn man die Galerie betritt: Sperrig liegt da ein Objekt, lang und weiß und an einer Seite nach oben gewölbt, und man fragt sich: Ist das ein abgebautes Sprungbrett oder eine Abdeckung, unter der sich irgendetwas verbirgt, das man nicht sehen soll oder darf? Oder ein eventuell fliegender Teppich? Das Gebläse auf einer Seite des Objekts lässt an Wüstenwind denken. Tatsächlich ist »modul_aero« eine Hommage an die Beschleunigung. Die Künstler kombinieren Stromliniengeschmeidigkeit mit der angenehmen Hitze eines Raketentriebwerkwohlgefühlgebläses und erinnern gleichzeitig an Bauhaus-Architektur in Tel Aviv. Hingehen, weiterträumen!

bis So, 15.10.

**AUSSTELLUNG | TE-YU WANG
UND WEI-LUNG LIN: »PNEUMA«**

St. Lukas | täglich durchgehend geöffnet,
Performances alle 30 Minuten | Mariannenplatz 3
www.artoxin.de

»PNEUMA« heißt so viel wie »Geist«, »Hauch« oder »Atem«. Die taiwanische Künstlerin Te-Yu Wang hat eine raumgreifende Installation geschaffen, die wie ein gigantischer, begehrter Stoffballon den Kirchenraum füllt. Mit ihren interaktiven Skulpturen hinterfragt sie die menschliche Wahrnehmung des Raumes. Wei-Lung Lin interagiert in einer Langzeitperformance mit der Stoffskulptur und lotet dabei die Grenzen des menschlichen Körpers aus. Luft, Atem und Geist bekommen eine Gestalt in Orgelklängen, Körper und Raum. Musik: Gerd Kötter.

Mi, 18.10. bis So, 22.10.

**PAPIERTHEATER | »FALTEN –
REISSEN – SPIELEN!«**

**Münchner Stadtmuseum, Pasinger Fabrik,
Kleines Theater im Pförtnerhaus, Bürgerpark
Oberföhring** | für Kinder und Erwachsene | Infos
zum Programm und Tickets:
www.faltenreissenspielen.com

14 Papier- und Figurentheater aus fünf Ländern zeigen in München, was Papier so alles kann:

Ob als Schneide- oder als Mal-Theater, als poetische Materialstudie in rosa Toilettenpapier, als lebendige Pop-up-Zeitung oder als Konzert mit Papierinstrumenten – für Erwachsene, Jugendliche und Kinder gibt es eine Menge zu entdecken, von Märchen und Opern bis hin zu Krimis und zeitgenössischen experimentellen Varianten. Wer selbst ein Stück Papier zum Leben erwecken möchte, findet Anregungen in den Workshops.

Do, 19.10.

**LESUNG
»DIE ELF SCHARFRICHTER«**

Monacensia im Hildebrandhaus | 19.00
Maria-Theresia-Str. 23 | Eintritt frei | Anmeldung:
monacensia.programm@muenchen.de

»Die beste Bühne, die wir zur Zeit in München haben, ist die der Elf Scharfrichter«, schrieb die lokale Presse im Dezember 1901 über das erste Münchner Kabarett. Dessen Ziel war die künstlerische Aufwertung der Unterhaltungskultur und eine umfassende Erneuerung des Theaters, mit Zugpferden wie Frank Wedekind, Otto Falckenberg und Heinrich Lautensack. Judith Kemp präsentiert in ihrem Buch »Ein winzig Bild vom großen Leben. Zur Kulturgeschichte von Münchens erstem Kabarett Die Elf Scharfrichter (1901–1904)« und im Gespräch mit Wolfgang Rathert eine detaillierte Einordnung dieses Ensembles. Anatol Regnier, Enkel von Frank und Tilly Wedekind, begleitet sie mit Liedern und Texten.

Do, 19.10. und Do, 26.10.

**MUSIK | GSTANZL-WORKSHOP
MIT HIP-HOP UND RAP**

Seidvilla | 19.30 | Nikolaiplatz 1b
begrenzte Teilnehmerzahl, Anmeldung:
singen@muenchen.de | Kursgebühr: 25 Euro

Das Singen von Gstanzln ist eine seit Jahrhunderten bekannte und beliebte Volksmusik-Variante aus dem alpenländischen Raum, die durchaus Schnittpunkte mit dem rhythmischen Sprechgesang afroamerikanischer Musiker hat. An zwei aufeinander aufbauenden Abenden lädt die Volksmusikspezialistin Evi Strehl ein, die alte Stegreifkunst mit Hip-Hop und Rap zu kombinieren. Interessierte auch ohne (volks-) musikalische Vorbildung und Dialektkenntnisse sind willkommen!

Fr, 20.10. bis So, 26.11.

**AUSSTELLUNG | »NEULICH
IM MOMENTELAND«**

Pasinger Fabrik | Di bis So 16.00–20.00
August-Exter-Str. 1 | www.pasinger-fabrik.com

Der Autor Bernhard Setzwein und der Fotograf Johannes M. Haslinger dokumentieren den Ist-Zustand der bayerisch-tschechischen Beziehung. Beide Autoren kommen aus dem ostbayerischen Grenzgebiet und haben den Wandel in der Mitte Europas seit dem Wegfall des Eisernen Vorhangs hautnah miterlebt. Ihre Feldstudien entstehen in einem Raum, der sich von Nordbayern bis hinunter an die österreichisch-tschechische Grenze im Waldviertel zieht. Einzel- und Gruppenporträts zeichnen aus dem Moment heraus ein vielfältiges Bild, in dem es zwar Unterschiede, aber keine unüberwindlichen Grenzen mehr gibt. Die Ausstellung wird flankiert von Konzerten, Tanz, Theater, Filmen und Diskussionen.

So, 22.10.

**FAMILIENPROGRAMM | CONCIERTO MÜNCHEN:
»TANNHÄUSER, DER SINGENDE RITTER«**

Gasteig, Kleiner Konzertsaal
11.00, 12.30 und 14.00 | Rosenheimer Str. 5
Tickets: www.muenchenticket.de
www.concierto-muenchen.de | ab 6 Jahren

Wagner für Kinder: Tannhäuser und Wolfram, zwei Ritter und Sänger, wollen beim Sängertwettbewerb auf der Wartburg gewinnen, und das Herz der schönen Elisabeth gleich dazu. Doch Tannhäuser packt plötzlich das Fern-

weh. Auf der Suche nach einem besonderen Apfel, von dem er geträumt hat, trifft er auf die gefährliche Zauberin Venus. Die herrscht über den magischen Apfelbaum und hält Tannhäuser in einer unterirdischen Grotte gefangen, wo er nur noch für sie singen darf. Wie sehr vermisst Tannhäuser die schönen Tage mit seinen Freunden auf der Wartburg!

Mo, 23.10.

**MUSIK | CODE MODERN #7 –
EAST GOES WEST**

Schwere Reiter | 20.00 | Dachauer Str. 114
Tickets: 089 21898226, reservierung@schwerereiter.de | www.schwerereitermusik.de

Junge asiatische Komponisten treffen auf die europäische Avantgarde: Das 7. Konzert der Reihe »Code modern« unter der Leitung von Armando Merino führt das Ensemble Blauer Reiter nach Asien und zurück nach Europa. Kompositionen von Zihua Tan, Kaito Nakahori und Jung-eun Park begegnen Werken von Giacinto Scelsi, Franco Donatoni und Klaus Huber, die zwischen 1966 und 1975 entstanden sind. Der Einfluss der westlichen zeitgenössischen Musik ist in den Werken der jungen Komponisten spürbar. Spannend zu hören, wie sich asiatische Künstler heute dem Erbe der europäischen Avantgarde musikalisch nähern und vor allem, wie sie diesen Fundus weiterentwickeln.

Mi, 25.10.

**TANZ | VERTIGO DANCE
COMPANY: »VERTIGO 20«**

Theater Fürstenfeld, Stadtsaal | 20.00
Fürstenfeld 12, 82256 Fürstenfeldbruck
Tickets: www.muenchenticket.de,
www.theater-fuerstenfeld.de

Seit die israelische Choreografin Noa Wertheim 1992 mit dem Duett »Vertigo« weltweit für Furore sorgte, gehört ihre Compagnie zu den Stars der internationalen Tanzszene. Mit Witz, Melancholie und abgründiger Poesie widmet sie sich in ihren Stücken den wechselhaften Seiten des Zusammenlebens von Individuen. In »Vertigo 20« entfaltet sich ein suggestives, rauschhaftes, bisweilen auch surreales Kaleidoskop menschlicher Leidenschaften.

Sa, 28.10.

**MUSIK | NEUHAUSER
MUSIKNACHT**

Diverse Orte | ab 20.00
Programm: www.neuhausermusiknacht.de
Tickets: www.muenchenticket.de

Alle Jahre wieder im Oktober verwandelt sich das Stadtviertel Neuhausen in eine musikalische Landschaft: In 55 Kneipen, Bars und Restaurants singen und jammen 64 Bands mit rund 270 Musikern, was Stimmbänder und Instrumente hergeben. Von zeitgenössisch Bayerisch bis Alternative Rock über Latin, Swing und Jazz ist für jedes Ohr etwas dabei. Was klingt am besten zur Schokolade, zum Wein und zur Pasta?

Sa, 4.11.

**LITERATUR | LITERA BAVARICA:
PUBLIKATIONEN ZU MÜNCHEN,
BAYERN UND ZUR EUROPÄISCHEN
KULTURGESCHICHTE**

Zentrum St. Bonifaz | 10.00–18.00 | Karlstr. 34
www.histonauten.de/litera-bavarica

Die Histonauten vermitteln seit Jahren Fakten und Kuriosa aus dem bayerischen Kosmos – mit Vorträgen, Führungen, Exkursionen, Lesetipps und Hinweisen auf andere Institutionen und Veranstaltungen. Zum ersten Mal veranstalten sie nun auch eine Buchmesse, auf der vor allem kleine Bavarica-Verlage wie Hirschkäfer- oder Volk-Verlag Neuerscheinungen und Standardwerke direkt und persönlich auch mittels Lesungen und Autorengesprächen präsentieren können. Diese reichen von bayerischer Belletristik über alte und neue Märchen bis hin zu Oskar Maria Graf, Sigi Sommer und vielen anderen literarischen Kostbarkeiten.

